

EXPOSÉ

Zeitschrift für wissenschaftliches Schreiben und Publizieren

2-2021

10,00 EUR / 2. Jahrgang 2021
ISSN 2628-9393 / eISSN 2628-9407

Internationales

SCHREIBEN Promovieren im interdisziplinären Tandem

PUBLIZIEREN Der Weg zum englischsprachigen Verlag

KARRIERE Vorangehen zahlt sich doppelt aus

Erfahrungsberichte aus dem Ausland, Methodentipps uvm.

Inhaltsverzeichnis

Editorial

Barbara Budrich

Internationales

Öffnung nach außen – Öffnung nach innen.

Die Deutschschweiz: Schnittmenge von
deutschem Sprachraum und Ganzschweiz

Katrin Burkhalter

Sieben Jahre Wissenschaft in der Ukraine.

Erfahrungen einer DAAD-Lektorin

Anja Lange

Online-Uni, auf Französisch. Erfahrungsbericht
zum Auslandsstudium in Corona-Zeiten

Marie Drasnin

Wissenschaftliches Publizieren

Der Weg zum englischsprachigen Verlag

Christian Wymann

Internationales Publizieren von Büchern

Barbara Budrich

Wissenschaftliches Schreiben

Wer sucht, der findet. So finden Sie eine*n
gute*n Lektor*in

Isabelle Romann

3	Schreibberatung in Buchform. Ein kritischer Blick in ausgewählte Ratgeber zum wissenschaftlichen Schreiben <i>Sarah Brommer</i>	28
4	Promovieren im Tandem. Das Potenzial interdisziplinärer Schreibteams für die eigene Doktorarbeit <i>Viktoria Brendler</i>	33
9	Wissenschaftskarriere Ein kleiner Schritt. Vorangehen zahlt sich doppelt aus <i>Andrea Klein</i>	37
13	Assembling Autoethnography Comedy Cares to Think Trauma Log in <i>Ninette Rothmüller</i>	41
16	Methoden Effektstärkemaße <i>Daniela Keller</i>	45
20	Nachwuchstipps Rezensionen, Auszeichnungen, Veranstaltungen	48
24	Autor*innenportraits	52

Impressum

Exposé – Zeitschrift für wissenschaftliches Schreiben und
Publizieren

herausgegeben von:

Barbara Budrich (Verlag Barbara Budrich) und
Magdalena Gromada (budrich training)

Redaktionelle Betreuung:

Magdalena Gromada

redaktion@expose-zeitschrift.de

Verlag Barbara Budrich GmbH

Stauffenbergstr. 7

D-51379 Leverkusen

Tel. (+49) (0)2171 79491 50

Fax (+49) (0)2171 79491 69

info@expose-zeitschrift.de

www.expose-zeitschrift.de

www.budrich-journals.de

Die Zeitschrift Exposé erscheint zweimal jährlich. Das Jahresabonnement der Printausgabe kostet im regulären Abonnement 15,00 €, Sonderpreis für Studierende 12,00 € (jeweils zzgl. Zustellgebühr). Ein Einzelheft kostet 10,00 € zzgl. Versandkosten. Abonnements-Kündigungen bitte schriftlich an den Verlag. Die Kündigungsfrist beträgt drei Monate zum Jahresende. Anzeigenverwaltung beim Verlag.

Für die Printausgabe © 2021 Verlag Barbara Budrich

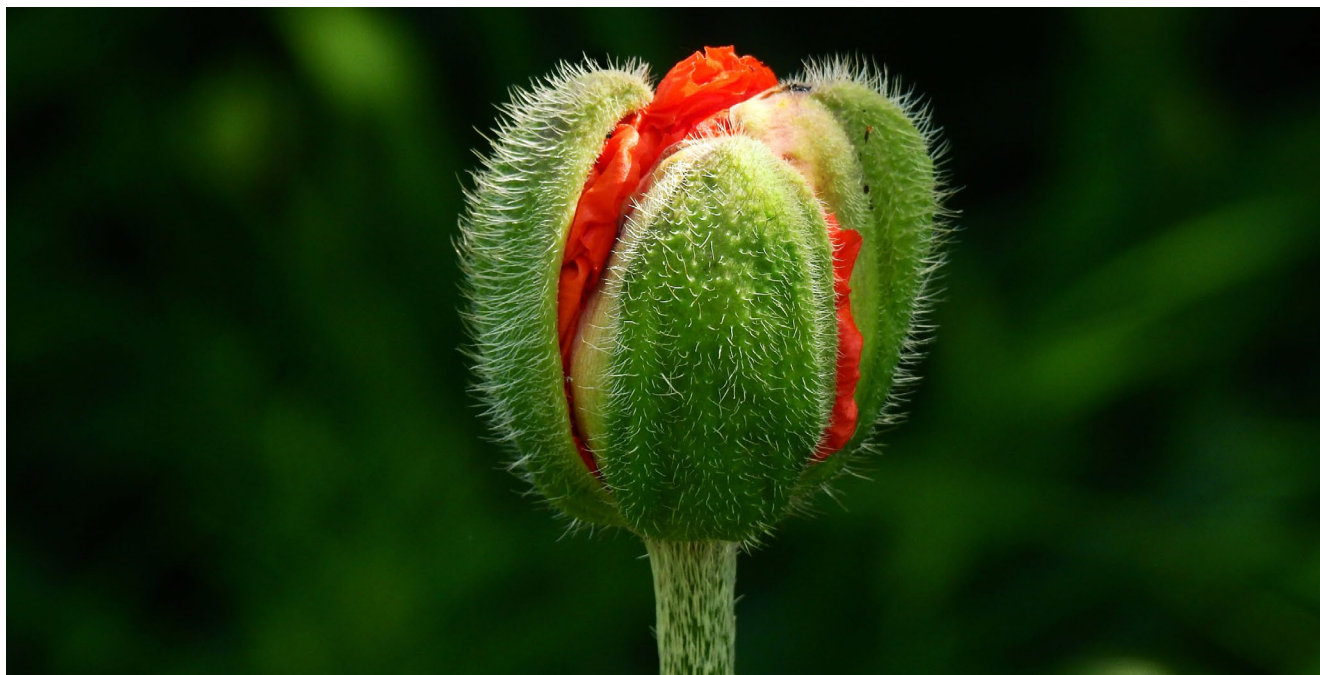
Opladen, Berlin & Toronto

Druck und Verarbeitung: WIRmachenDRUCK GmbH, Backnang

Printed in Europe

Für die Printausgabe: Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie.

Die Online-Ausgabe von Exposé erscheint im goldenen Open Access (CC BY 4.0). <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>. Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung bei Verwendung der gleichen CC-BY-4.0-Lizenz und unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz. Ausgenommen hiervon sind Abbildungen und Fotos



Editorial

Sie halten eine neue Ausgabe unserer **Exposé. Zeitschrift für wissenschaftliches Schreiben und Publizieren** in Händen. Eine Ausgabe voll mit Tipps und Berichten zum Thema „Internationales“ aus unterschiedlichen Perspektiven.

Je nach Perspektive bedeutet „Internationales“ etwas anderes. So können Sie im Beitrag von Katrin Burkhalter die besondere Perspektive der Deutschschweiz einnehmen. Ein kleiner, selbstbewusster deutschsprachiger Bereich mit eigener Identität – und eigenen Herausforderungen. Wie das Leben einer DAAD-Lektorin in der Ukraine aussieht, erzählt Anja Lange aus sieben Jahren eigener Erfahrung. Erfahrungen, die Sie im deutschsprachigen Hochschulraum in dieser Form nicht machen würden. Marie Drasnin zeigt in Ihrem Beitrag, dass die Pandemie nicht zwangsläufig das Aus für jedweden studentischen Auslandsaufenthalt bedeuten musste. Und auch wenn die Bedingungen nicht optimal waren, können Sie nachlesen, wie bereichernd die Zeit in Frankreich des ungeachtet war. Zum Abschluss des Themenschwerpunkts „Internationales“ steuern Christian Wymann und ich selbst Beiträge zum internationalen Publizieren bei. Finden Sie die Unterschiede in unseren Darstellungen?

In der Rubrik zum wissenschaftlichen Schreiben finden Sie verschiedene Beiträge. Die Wissenschaftslektorin Isabelle Romann gibt Tipps zum Finden guter Lektor*innen für die eigenen Texte: Eine Herausforderung, vor der viele Wissenschaftler*innen auf dem Weg zu ihren ersten Publikationen stehen – oder auch vor der Abgabe der Abschlussarbeiten. Sarah Brommer präsentiert eine Sammelrezension zum Thema „Schreibratgeber“: Vielleicht erleichtert Ihnen dies die Qual der Wahl, wenn Sie auf der Suche nach einschlägiger Literatur sind. Viktoria Brendler schaut auf das gemeinsame Promovieren und Andrea Klein gibt Tipps zur Wissenschaftskarriere.

Mit ihrem Beitrag „Comedy Cares to Think Trauma“ eröffnet Ninette Rothmüller ihre englischsprachige Beitragsserie für die Exposé, die bei nächster Gelegenheit fortgesetzt wird. Ich bin gespannt, wie Ihnen dieses für einen wissenschaftlichen Kontext ungewöhnliche Format gefällt!

Der Methodenbeitrag von Daniela Keller und die von Magdalena Gromada zusammengetragenen Nachwuchstipps runden diese Ausgabe ab: Ich hoffe, Sie teilen meine Begeisterung für dieses ansprechend gestaltete, vielseitige Heft und wünsche Ihnen schöne Leseerlebnisse.

Ihre
Barbara Budrich



Öffnung nach außen – Öffnung nach innen

Die Deutschschweiz: Schnittmenge von deutschem Sprachraum und Ganzschweiz

von Katrin Burkhalter

Was macht die Schweiz aus? „Asterix bei den Schweizern“ beantwortet die Frage so: Fondue, Neutralität, Reinlichkeit, Langsamkeit, Hilfsbereitschaft, das Bankgeheimnis. Andere würden sagen: dass wir ein politischer Sonderfall, eine Insel inmitten Europas sind. Als „klein, komplex, dialogorientiert“ charakterisiert das www.forumschreiben.ch unser Land, um dann fortzufahren: „Diese drei Adjektive charakterisieren die Schweiz in besonderem Masse – sei es für die Grösse des Landes an sich oder in Bezug auf politische Prozesse“. (Nur nebenbei: Das Doppel-S in *Masse* und *Grösse* ist für uns völlig normal.) Der Verein „Forum wissenschaftliches Schreiben“ (www.forumschreiben.ch) wurde 2005 als erste Schreibgesellschaft im deutschen Sprachraum gegründet. Die Gründung der österreichischen „Gesellschaft für wissenschaftliches Schreiben (GewissS)“ folgte 2009, die der deutschen „Ge-

sellschaft für Schreibdidaktik und Schreibforschung e.V. (gefsus)“ schließlich 2013. Warum stellen wir, das Forum Schreiben, uns im Tagungsband „Schreibwissenschaft – eine neue Disziplin“ so vor? Weil wir der Ansicht sind, dass wir gerade dank unserer Beweglichkeit und Dialogbereitschaft zum schreibwissenschaftlichen Fachdiskurs im deutschen Sprachraum und vielleicht auch innerhalb der mehrsprachigen Schweiz beitragen können.

Klein, komplex, dialogorientiert

In der Schweiz wird – natürlich – viel geschrieben. Auch, aber bei Weitem nicht nur an und nach der Hochschule. Das ist bei uns nicht anders als anderswo. Schreiben ist eine Kulturtechnik und als solche in einem hohen Maße kontextabhängig. Ich stelle immer wieder fest, dass man

sich des Kontextes, in dem in der Schweiz (gesprochen und) geschrieben wird, im (auch deutschsprachigen) Ausland oft wenig bewusst ist. Deshalb möchte ich die drei folgenden Eigenheiten der (Schreib-)Schweiz benennen, nämlich die Randstellung innerhalb des deutschen Sprachraums, die Mehrsprachigkeit und den Föderalismus. Und ich führe einen Begriff für die schreibende Schweiz ein: die Schreibschweiz.

Viereinhalb Millionen Deutschsprachende in der Schweiz stehen mehr als achtzig Millionen Deutschen und acht Millionen Österreichern gegenüber. Nicht die ganze Schweiz ist deutschsprachig, sondern nur rund 70 Prozent. Die Schweiz ist also eigentlich nicht ein deutschsprachiges, sondern vielmehr ein auch deutschsprachiges Land. Die Grenze des deutschen Sprachraums geht mitten durch die Schweiz. In der Romandie schreibt und spricht man Französisch, im Tessin und in den vier Bündner Südtälern ist Italienisch die Amtssprache. Die drei Sprachen werden vor allem außerhalb der Schweiz gesprochen – entsprechend ist die Schweiz Teil dieser Kulturräume. Anders verhält es sich mit dem Rätoromanischen, das ausschließlich in der Schweiz gesprochen wird. Dies vier Sprachen sind Amtssprachen, in denen z. B. Gesetze verfasst sind. Die Struktur des Landes ist föderalistisch, wie das Kürzel CH deutlich macht, das für *Confoederatio Helvetica* steht. Die Kantone gelten als Staaten im Staat. Das macht die Schweiz kleinkammrig: Die Kantone sind für Bereiche wie Gesundheit (die Corona-Impfungen z. B. werden kantonal organisiert) und Bildung zuständig – nicht die Eidgenossenschaft.

Die Machtdistanz ist in unserem Land geringer als anderswo; das macht die Schweiz beweglich. Oft gelingt es uns, in recht kurzer Zeit etwas zu bewegen. Die Kehrseite unserer Kleinheit und Agilität ist allerdings, dass uns oft die kritische Masse fehlt – die Anzahl Köpfe, aber auch das geringe politische Gewicht vieler Akteure –, die für eine nachhaltige Entwicklung nötig ist.

Öffnung nach außen

Friedrich Dürrenmatt, Hugo Loetscher, Max Frisch, Lukas Bärfuss sind deutschsprachige Autoren, klar. Allzu leicht möchten manche vielleicht sagen: deutsche Autoren. Aber nein: Allesamt sind sie Schweizer; ihre Tex-

te weisen ein spezifisch helvetisches Gepräge aus, was vor allem im Falle Dürrenmatts hinlänglich beschrieben wurde. Und alle Genannten und viele mehr geben wesentliche Impulse in den ganzen deutschen Sprachraum und weit darüber hinaus. Nun geht es in diesem Beitrag kaum um literarisches Schreiben, und doch zeigt dieses Beispiel, was ich mit „Öffnung nach außen“ meine: Wir haben unsere Eigenheiten – und wir haben der (ganzen deutschsprachigen) Welt etwas zu bieten. Mit Blick auf das wissenschaftliche Schreiben heißt das etwa: Am 6. September 2005 wurde, wie bereits gesagt, in der kleinen, beweglichen Schweiz das www.forumschreiben.ch gegründet, der erste Verein im deutschsprachigen Raum, der sich für Förderung des Schreibens an und nach der Hochschule engagiert. Rückgrat und Herzschlag – das herrlich schiefe Bild sei mir gestattet – unseres Vereinslebens sind die schreibwissenschaftlichen Tagungen, von denen die 8. am 11./12. Juni dieses Jahres online stattgefunden hat, und zwar unter dem Titel „Lesen und Schreiben: Texte rezipieren, integrieren, produzieren“ (www.fhnw.ch/fws-tagung). Es war die zweite trinationale, das heißt auch: von den deutschen, österreichischen und schweizerischen Schreibgesellschaften gemeinsam ausgetragene Tagung. Auch das eine Öffnung nach außen.

Es liegt auf der Hand, dass ich auf diesen fünf Seiten nicht viele weitere Beispiele nennen kann, die diese Öffnung nach außen illustrieren. Eines aber sei mir noch gestattet, das mir aus naheliegenden Gründen am Herzen liegt, nämlich der Sammelband „Schreibratgeber für die Hochschule: Eine Buchsorte zwischen Markt und Wissenschaft“, herausgegeben von Bernadette Rieder (Uni Innsbruck) und mir. Wir haben sorgfältig darauf geachtet, dass Beitragende aus allen DACH-Ländern ausgewogen zu Wort kommen. Auch dieser Sammelband drückt den Geist der Trinationalität aus, indem es nämlich die Vielfalt und die Einheit im deutschen Sprachraum betont.

Offene Foren

Öffnung nach außen – das heißt: aus der Schweiz hinaus. Öffnung nach innen – das heißt: in die Schweiz hinein. Ich möchte an dieser Stelle in einem kleinen Intermezzo von einer weiteren Art der Öffnung sprechen – diesmal aus dem www.forumschreiben.ch hinaus: Rund zweimal pro Semester führt unser Verein ein sogenanntes Offe-



Quelle: www.forumschreiben.ch

nes Forum durch, nämlich eine Abendveranstaltung für Vereinsmitglieder. Auf unserer Website ist nachzulesen, welchen Themen die letzten Offenen Foren gewidmet waren. Zu manchen dieser Veranstaltungen laden wir Referierende (meist nach Zürich) ein, manchmal besuchen wir auch Institutionen, und in der letzten Zeit wurden aus bekannten Gründen Offene Foren auch online durchgeführt. Diese Veranstaltungen finden an unterschiedlichen Wochentagen und, wie gesagt, an unterschiedlichen Orten statt. Dennoch werden sie nicht so gut besucht, wie die Sache es verdienen würde. Schade eigentlich! Auch hier wäre es wichtig, über Nachhaltigkeit nachzudenken: Wie könnten möglichst viele Interessenten über die schreibschweizerischen Aktivitäten informiert und davon inspiriert werden?

Öffnung nach innen

Die offizielle Schweiz legt Wert darauf, dass die Landessprachen in eidgenössischen Gremien angemessen vertreten und gefördert werden. So will man den gesamtschweizerischen politischen Dialog sicherstellen. In fachlichen Diskursen ist dieser Austausch allerdings weniger festzustellen. So gibt es kaum Berührungspunkte zwischen dem deutsch- und dem französischsprachigen Schreibdiskurs – auch in der Schweiz nicht, die immer wieder mit Stolz auf ihre Mehrsprachigkeit hinweist.

Der Architekturkritiker Benedikt Loderer unterscheidet zwischen „Schönschweiz“ und „Gebrauchsschweiz“. Ähnlich wie mit diesem Begriffspaar erhält es sich mit Schweiz/Deutschschweiz: Wir benennen nur einen Teil und tun – auch vor uns selbst – so, als wäre dieser eine Teil das Ganze: Es ist in der Tat so, dass wir Deutschschweizer oft „Schweiz“ sagen, aber nur die Deutschschweiz meinen. Öffnung nach innen: Das hieße Öffnung nicht über die Landes-, sondern über die Sprachgrenzen hinweg, Öffnung in Richtung lateinischer (Stimme aus dem Off: „Auch Asterix kann Latein!“) und damit Richtung Ganzschweiz. Die *langue du voisin* – die Sprache des Nachbarn – sollte uns weniger fremd sein.

Nach meinem Kenntnisstand sind die Schreibaktivitäten an welschen (d.h. sich in der französischsprachigen Schweiz befindenden) Hochschulen deutlich weniger ausgebaut als bei uns in der Deutschschweiz. Mein Kol-

lege Thierry Herman unterrichtet wissenschaftliches Schreiben, und zwar zu je 50 Prozent an den Universitäten Lausanne und Neuenburg (Neuchâtel). Er sagt, er sei in der frankophonen Schweiz der Einzige mit dieser Funktion; in der italienischen Schweiz gebe es einen weiteren Kollegen. Es ist ihm wichtig, den Studierenden die gedankliche Struktur wissenschaftlicher Texte wie auch die Wahl des passenden Registers beizubringen und sie eine moderne, eher nüchtern-sachliche Wissenschaftssprache zu lehren. Eine solche ist im frankophonen Kontext nicht selbstverständlich, denn da herrscht in wissenschaftlichen Texten oft eine nach unserem Empfinden blumige, pathetische Sprache vor, in der etwa Ellipsen, rhetorische Fragen oder Wortspiele keine Seltenheit darstellen – „parfois au détriment de la clarté“ (manchmal auf Kosten der Klarheit). Thierry Herman orientiert sich dabei – und das gibt mir einen kleinen Stich – an den Idealen des angelsächsischen wissenschaftlichen Schreibens. Das ist einerseits nachvollziehbar, denn natürlich ist die Wichtigkeit des Englischen im wissenschaftlichen Diskurs unbestritten. Andererseits wäre hier eine Orientierung auch in Richtung des Deutschen – der wichtigsten Landessprache – wünschenswert. Die unmittelbare Nähe eines anderen Sprachraums ist ein Reichtum; man kann die Bedeutung – übrigens auch die ökonomische – der anderen Schweizer Landessprachen nur unterschätzen (das gilt vor allem für Französisch und Deutsch). Eine Öffnung zur Welt verträgt sich nicht mit der Beschränkung auf eine einzige Sprache, auch nicht auf Englisch als einzige Wissenschaftssprache. Unsere gut ausgebauten Landessprachen müssen auch als Wissenschaftssprachen anschlussfähig bleiben.

Die „Schönschweiz“ – welch ein Begriff! Er taucht die Schweiz in ein neues Licht, lässt sie uns neu sehen. Wie schön, wenn es mir gelänge, mit „Schreibschweiz“ die gleiche Wirkung zu erzielen! Ich erkenne in der Öffnung der dialogorientierten Schreibschweiz in beide Richtungen, nach außen und nach innen, nur Vorteile. Nach außen, indem die Vielfalt und Einheit im deutschen Sprachraum betont wird. Und nach innen, indem wir unsere Landessprachen pflegen und dafür sorgen, dass sie in allen Domänen – nicht nur, aber auch in der Wissenschaft – anschlussfähig bleiben.

Literatur

Burkhalter, Katrin/Engel-Boëton, Silke/Zeyen, Daphne: Vor unserer Haustür liegt ein funkelnder Schatz – wir brauchen nur hinzusehen und ihn aufzuheben. LuVa – ein institutionelles Tandemangebot für Hochschulstudierende. In: *Babylonia* 3/2015, S. 80–83.

Burkhalter, Katrin: Zeichen der Öffnung. Sprachenlandschaft in der Schweiz. In: *Neue Zürcher Zeitung* vom 18.3.2016.

Burkhalter, Katrin/Wiederkehr, Ruth (2021): Schreiben an Deutschschweizer Hochschulen: Entstehung und Kontext des Vereins „Forum wissenschaftliches Schreiben“. In: Huemer, Birgit et al. (Hrsg.): *Schreibwissenschaft – eine neue Disziplin. Diskursübergreifende Perspektiven*. Wien: Böhlau, S. 281–296.

Burkhalter, Katrin/Rieder, Bernadette (Hrsg.) (i.Dr.): *Schreibratgeber für die Hochschule: Eine Buchsorte zwischen Markt und Wissenschaft. Reihe Wissen – Kompetenz – Text*. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Gosciny, René/Uderzo, Albert (1996): *Asterix bei den Schweizern. Großer Asterix-Band XVI*. Stuttgart: Delta Verlag GmbH.

Loderer, Benedikt: Die Schönschweiz und die Gebrauchsschweiz. In: *Bieler Tagblatt* vom 13.2.2012.

Sprachspiegel 2/2019; Schwerpunktthema „Helvetismen – Dürrenmatt“.

www.forumschreiben.ch [29. Oktober 2021].

www.fhnw.ch/fws-tagung [29. Oktober 2021].

wp.unil.ch/ecritsacademiques [29. Oktober 2021].



© privat

Die Autorin

Katrin Burkhalter, Dr. phil., Präsidentin von www.forumschreiben.ch, Redaktorin der Zweimonatsschrift „Sprachspiegel“, freie Hochschullehrerin, www.schreibschraube.ch. Sie interessiert sich insbesondere für die Sprachsituation der (deutschen) Schweiz, E-Didaktik, Schreibdidaktik und Textverständlichkeit, Berührungspunkte der Deutschdidaktiken für Mutter- und Fremdsprachige.



Sieben Jahre Wissenschaft in der Ukraine

Erfahrungen einer DAAD-Lektorin

von Anja Lange

Zum Studieren und wissenschaftlichen Arbeiten eine Zeit im Ausland zu verbringen, ist eine gängige Praxis und Teil der Internationalisierungsstrategie von deutschen Universitäten. Meist gehen die Studierenden und wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen nach Westeuropa oder in die USA, um dort an international ausgezeichneten Universitäten zu studieren und zu forschen. Doch wenden wir unseren Blick einmal nach Osten – genauer gesagt in die Ukraine. Wieso sollte man dort hingehen? Welchen Vorteil für die eigene akademischen Karriere könnte es haben, einen wissenschaftlichen Aufenthalt in einem osteuropäischen Land zu planen? Ich möchte Ihnen gern von meinen Erfahrungen berichten, die ich in der Ukraine gemacht habe.

An einer ukrainischen Universität ist einiges anders

Ich kam 2011 als Austauschstudierende über eine Universitätspartnerschaft nach Kiew. Zwei Semester studierte ich an der Nationalen Taras-Schewtschenko-Universität, danach arbeitete ich zehn Monate als Sprachassistentin des DAAD (Deutscher Akademischer Austauschdienst) an der Kiew-Mohyla-Akademie und fünf Jahre als DAAD-Lektorin am Kiewer Polytechnischen Institut. Vorher noch nie in der Ukraine gewesen, war die Studienerfahrung relativ schockierend für mich, da völlig anders: Man stand auf, wenn ein Dozierender den Raum betrat, und die Studierenden waren in Gruppen eingeteilt, deren Gruppensprecher dafür verantwortlich waren, mit den Dozierenden in Kontakt zu stehen. Es gab somit von Anfang an auf den ersten Blick befremdliche Tatsachen an den ukrainischen Universitäten, die ich faszinierend fand – so dass ich insgesamt sieben Jahre blieb. Was mit

Feldforschung für eine Masterarbeit begann, wurde zu einem Abenteuer, von dem ich rückblickend keine Erfahrung missen möchte!

Wenn ich anderen Menschen sagte, dass ich in der Ukraine arbeitete, gab es fragende Gesichter: „Ukraine? Wo ist das denn? Und was machst du dort?“ Für viele ist die Ukraine höchstens politisch ein Begriff, mit der Orangen Revolution 2004 und der Maidan-Revolution 2014, aktuell übt ein Komiker das Amt des Präsidenten aus. Das ist schade, denn wissenschaftlich hat die Ukraine einiges zu bieten. Die ukrainischen Universitäten sind sehr umtriebig: Es gibt viele bilaterale wissenschaftliche Projekte und Initiativen mit deutschen Universitäten und Forschungsinstituten. Die Kiewer Mohyla-Akademie beispielsweise bietet einen Masterstudiengang in Politikwissenschaft mit Schwerpunkt auf Deutschland- und Europastudien mit Doppeldiplom an der Friedrich-Schiller-Universität Jena an. Das Kiewer Polytechnische Institut hat mit der Gemeinsamen Ukrainisch-Deutschen Fakultät für Maschinenbau (GUDFM) eine Austauschstruktur mit Studienaufenthalten an der Partneruniversität Otto-von-Guericke in Magdeburg und die Nationale Taras-Schewtschenko-Universität hat Germanistische Institutspartnerschaften mit Deutschland.

Als Dozentin flexibel bleiben

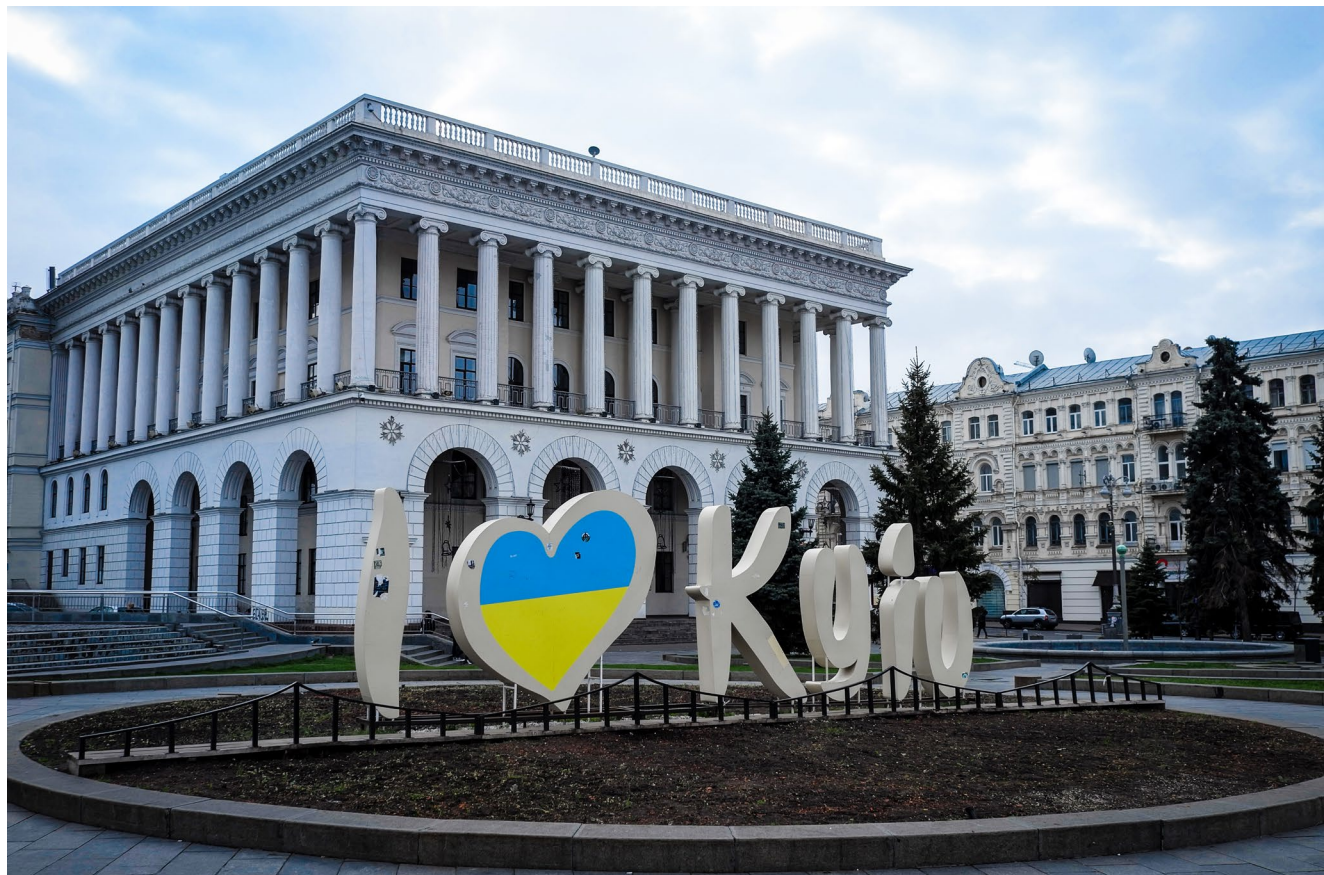
An einer ukrainischen Universität zu arbeiten, bedeutete zunächst einmal viel Papierkram. Formulare mussten ausgefüllt, Arbeitsschutz- und Feuerschutzbelehrungen angehört werden und einmal pro Semester war eine Flurografie, das Röntgen der Lungen, obligatorisch, da es in den 90er Jahren Tuberkuloseausbrüche in der Ukraine gab. Der Papierkram war damit nicht getan: Immer wieder beobachtete ich Kolleg*innen, wie sie hektisch Dokumente zusammensuchten und ordneten, um sie fristgerecht bei einer Kontrolle des Rektorats oder Bildungsministeriums vorzuzeigen.

Als Teil eines Kollegiums wurde mir ausnahmslos Hilfe und Verständnis entgegengebracht. Hatte man einmal den Kolleg*innen gezeigt, dass man gewillt war, mit einem überschaubaren Projektbudget Ideen zu realisieren, wurden vielfältige Workshops, Seminare, Sommer Schulen und Projekte gemeinsam geplant und organi-

siert. Ich kann Ihnen eines versichern: Sie mögen in der Ukraine nicht auf die Top-Universitäten der Welt stoßen und sicher sind die Bedingungen rau, die politischen Verhältnisse oftmals instabil und die Bezahlung (mit ca. 200 Euro im Monat) schlecht. Aber all diesen widrigen Umständen zum Trotz bin ich mir sicher, dass Sie begeisterte Kolleg*innen finden, die Feuer und Flamme für Ihre Projekte und Ideen sein werden. So ist es zumindest mir ergangen und ich habe mich in vielen Dingen ausprobiert: Sie wollen eine Sommerschule konzipieren? Bitte schön! Sie wollen einen Studiengang implementieren und dafür das Curriculum (zweisprachig) entwerfen? Auch das ist möglich! Lehrbücher schreiben und korrigieren, Übersetzungen anfertigen, Konferenzen organisieren, deutsche Professor*innen betreuen – all das sind nur einige der Aufgaben, die man mir übergab und bei deren Umsetzung großen Spielraum ließ. Diese Erfahrungen mögen erstmal herausfordernd erscheinen, denn sie erfordern viel Diplomatie, Organisationsgeschick und Verantwortungsgefühl. Rückblickend bin ich jedoch gerade wegen dieser Aufgaben sowohl fachlich als auch persönlich gewachsen und habe mich weiterentwickelt. Oftmals vermittelte ich zwischen deutschen und ukrainischen Organisationen, Strukturen und Einrichtungen. Die auf den ersten Blick chaotisch erscheinende Ukraine kompensierte die sich ständig ändernden Regeln und Gesetze mit viel Herz: Jede Initiative von mir als ausländischer Dozierenden wurde gern gesehen und außerhalb von Unterricht und Forschung wurde ich zu allen Belangen des Lebens kontaktiert: Das begann bei Übersetzungen und endete noch lange nicht bei landeskundlichen Fragen: „Wieso wollen die deutschen Frauen denn keine Kinder bekommen? Anja, erklären Sie das bitte!“ Ich wurde als Expertin für die deutsche Sprache, Kultur, Geschichte, Wissenschaft und Gesellschaft gesehen und dementsprechend auch oft ausgefragt.

Publizieren in der Ukraine und in Deutschland – (k)ein Problem

Was mich immer wieder begeistert hat, ist, dass das Deutschniveau der ukrainischen Kolleg*innen sehr hoch war, einige sich sogar als „Deutsch-Fanatiker“ bezeichneten und auch auf Deutsch publizierten und forschten.



© pixabay 2021, Foto: Leonard Niederwimmer

Publizieren in der Ukraine ist auf der einen Seite sehr einfach, da es viele Zeitschriften und periodisch erscheinende Journale gibt. Jede Universität, teilweise sogar jede Fakultät, gibt sogenannte „Visnyky“ heraus, die zwei Mal oder sogar sechs Mal pro Jahr erscheinen. Dort können wissenschaftliche Artikel eingereicht werden. Je nach Prestige des Journals und Listung in Suchmaschinen oder Bibliotheksindexen variiert der Preis, denn eine Publikation in diesen Zeitschriften ist nicht kostenlos, sondern liegt bei ca. 3 bis 5 Euro pro Seite. Dafür gibt es keine Peer-Review, sondern es wird gedruckt, was den formalen Vorgaben (mit Seitenrandgröße und Schriftart) entspricht. Jede*r wissenschaftliche Mitarbeiter*in einer Universität ist, abhängig vom wissenschaftlichen Grad, zu einer bestimmten Anzahl an Publikationen pro Jahr verpflichtet. Wegen dieses Drucks von Seiten der Universität und des Bildungsministeriums sahen viele Kolleg*innen Publizieren als lästige Pflicht an, da die „Visnyky“ den Ruf haben, kaum gelesen (geschweige denn zitiert) zu werden.

Dennoch kann das Publizieren wissenschaftlicher Texte auch Spaß machen und interessant sein, das haben wir Ende 2019 in einem Fachsprachenkurs gemeinsam erfahren. Dort beschäftigten wir, 20 ukrainische Kolleg*innen und 2 DAAD-Lektor*innen, uns eine Woche lang damit, wie man einen wissenschaftlichen Text auf Deutsch schreibt und was es dabei zu beachten gibt. Ich hatte viele wissenschaftliche Artikel von ukrainischen Kolleg*innen redigiert und festgestellt, dass es oft nicht an der Sprache lag, dass die wissenschaftlichen Artikel, die die ukrainischen Kolleg*innen auf Deutsch schrieben, teilweise „künstlich“ klangen. In der Ukraine ist der Aufbau eines wissenschaftlichen Artikels anders, es gibt strenge Vorgaben der sogenannten „VAK“ (Höchste Attestationskommission), die vom Bildungsministerium für alle wissenschaftlichen Publikationen als verbindlich gelten. Die „VAK“ sind dabei wie ein Gerüst, das von den Forschenden mit ihren Informationen ausgefüllt wird, u.a. muss stets die Aktualität des Artikels begründet und nachgewiesen werden. Damit werden die Artikel auch eintönig

und vorhersehbar und es gibt wenig Spielraum für einen eigenen Stil oder Aufbau. Sich von diesen starren Strukturen zu lösen und einen eigenen wissenschaftlichen Stil auf Deutsch zu finden, war Ziel des Fachsprachenkurses. Die teilnehmenden Dozent*innen waren vor allem dankbar, sich neben dem fachlichen Inhalt mit den deutschen und ukrainischen Kolleg*innen auszutauschen. Viele hatten bereits an Konferenzen in Deutschland, Österreich und der Schweiz teilgenommen und auch auf Deutsch publiziert, wussten also bereits von einschlägigen Konferenzen und Workshops. Gleichzeitig wurde diskutiert, wie schwer unter den Vorgaben der Nachweis einer wirklich innovativen Forschung war: Beim Lesen vieler Artikel hatte man Gefühl, dass immer wieder ähnliche Themen angeschnitten wurden und die ukrainische Forschung um sich selbst kreiste. Das bemerkten und kritisierten auch die im Fachsprachenkurs anwesenden Kolleg*innen.

Wieso kommt die Forschung in der Ukraine so wenig voran? Das liegt zum einen an der fehlenden finanziellen Unterstützung, denn die Währung der Ukraine, der Hrywnja, ist in den letzten Jahren stark gefallen; Konferenzteilnahmen werden damit sehr teuer für die Dozierenden. Außerdem wird für internationale Konferenzteilnahmen keinerlei Unterstützung von der Universität gezahlt. Viele fahren dann auf eigene Kosten zu einer Konferenz, um sich weiterzubilden. Damit sind eine aktuelle Forschung und ein lebendiger Austausch mit Forscher*innen in Deutschland, Österreich und der Schweiz jedoch nur vereinzelt möglich. Ein Vorteil der weltweiten Corona-Pandemie und die damit einhergehenden verstärkten Online-Angebote können hier hoffentlich den Austausch begünstigen. Als aktive Konferenzteilnehmerin in Deutschland und aller Welt konnte ich viele Workshops und Seminare geben, in denen ich meine Erfahrungen und neugesammelten Informationen weitergeben konnte. So etwas ersetzt natürlich nicht die Konferenzteilnahme der Kolleg*innen, gab jedoch einen kleinen Einblick in aktuelle Forschungsgebiete.

Ich könnte an dieser Stelle noch von vielen weiteren Erfahrungen berichten, die ich in sieben Jahren in der Ukraine gesammelt habe. Für mich und meine akademische Karriere waren diese Erfahrungen sehr bereichernd und

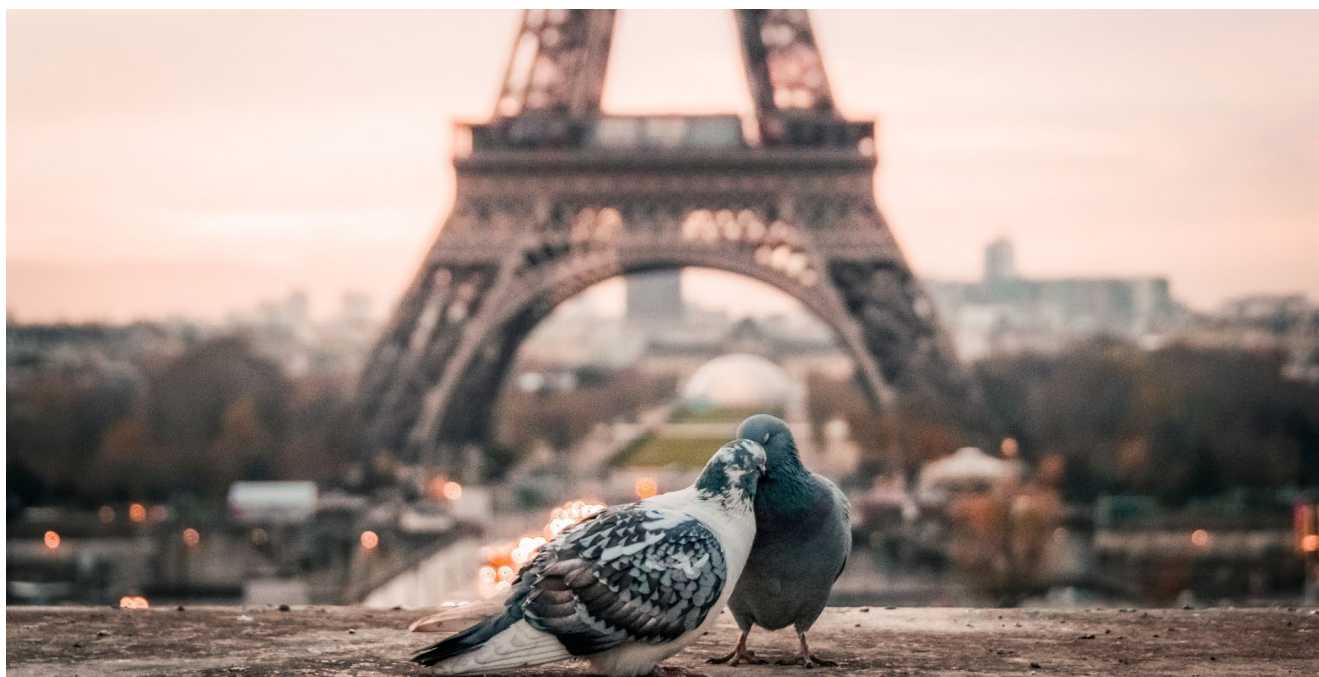
ich kann allen Forschenden nur raten, den Blick über den Tellerrand zu erweitern und sich auch in den weniger von deutschen Wissenschaftler*innen frequentierten Ländern umzuschauen, denn dort gibt es viele spannende Möglichkeiten zu entdecken und auszuprobieren!



© privat

Die Autorin

Anja Lange studierte Ostslawistik und Slawistik in Leipzig und Kiew sowie Germanistik in Magdeburg. Von 2013 bis 2014 war sie DAAD-Sprachassistentin in Kiew, zwischen 2014 und 2019 DAAD-Lektorin in Kiew und leitete im November 2019 einen Fachsprachenkurs zum Thema „Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten und Publizieren in Deutschland“ in Sumy, Ukraine. 2019 bis 2020 unterrichtete sie an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg wissenschaftliches Arbeiten und Schreiben. Seit 2020 ist sie DAAD-Lektorin am Deutsch-Kirgisischen Institut für Angewandte Informatik in Bischkek, Kirgistan. Sie promoviert an der Universität Leipzig zum Thema „Autonomieförderung durch individuelle Sprachlernberatung mit kirgisischen Studierenden – ein Aktionsforschungsprojekt“.



Online-Uni, auf Französisch

Erfahrungsbericht zum Auslandsstudium in Corona-Zeiten

von Marie Drasin

Vor dem Auslandsaufenthalt – Stress, Bürokratie und viele, viele E-Mails

Als ich 2019 in meinem Bekanntenkreis erzählte, ich würde ab Herbst 2020 ein Jahr meines Studiums in Paris verbringen, bekam ich meistens sehr positive Reaktionen; Anekdoten über eigene Auslandsaufenthalte, Kommentare über Frankreich und darüber, was für eine tolle Stadt Paris ist. Auch ich war sehr begeistert von der Idee, schließlich hatte ich extra ein deutsch-französisches Studienprogramm gewählt, um in Paris mein Geschichtsstudium fortsetzen zu können. 2020 brachte allerdings ungeahnte Hürden mit sich, die mich stark am Sinn eines Auslandssemesters zweifeln ließen: War es wirklich eine gute Idee, mitten in einer Pandemie einen Auslandsaufenthalt anzutreten? Ich war definitiv nicht die Einzige, die sich solche Fragen stellte, und ehrlicherweise gibt es auch keine klare Antwort. In diesem Bericht kann ich nur meine persönlichen Erfahrungen wiedergeben, die jedoch keineswegs allgemeingültig sind.

Im März 2020 wurden auch in Europa die ersten Corona-Maßnahmen verhängt und für mich war noch nicht klar, ob ich überhaupt die Möglichkeit haben würde, ins Ausland zu gehen. Keiner konnte genaue Angaben machen, weder die deutsche noch die französische Uni wollten Versprechen abgeben, die sie nicht einhalten konnten. So kam es zu einigen Monaten Ungewissheit in Deutschland, in denen ich versuchte, herauszufinden, ob und inwiefern ein Auslandssemester möglich sein würde. Durch die Pandemie arbeiteten plötzlich fast alle Mitarbeiter*innen der beiden Universitäten im Home-Office, was den Prozess auf verzweifelte E-Mails und Telefonate reduzierte, bei denen oft nur „sicher können wir das nicht sagen“ das Ergebnis war. Einige gute Seelen setzten sich jedoch dafür ein, die Auslandssemester, soweit es ging, zu organisieren.

Die Lockerung der Maßnahmen und die sinkenden Fallzahlen im Sommer brachten auch endlich ein paar klare Fakten zum Auslandssemester: Meine Uni in Paris erwartete

tete mich ab dem 1. September 2020, und ich konnte eine Wohnung im Studierendenwohnheim mieten. Bis ich in besagter Wohnung saß, glaubte ich kaum daran, dass mein Auslandssemester stattfinden würde. Das tat es aber; und im September waren in Paris noch fast alle Museen und Läden auf. Es gab also durchaus einige touristische Attraktionen, die ich mir angucken konnte, um einen Geschmack von der Stadt zu bekommen.

Studieren in Paris – Uni, Lockdown und Studierendenleben

Ende September ging das Semester in Paris los. Anders als in Deutschland, wo seit April 2020 das Semester ausschließlich online stattfand, wurden die Kurse erst in Präsenz gehalten. Die Regierung und die Uni hatten sich auf Hygienekonzepte geeinigt, die nach meinem Laienverständnis keinen Sinn ergaben. Im französischen System folgt den zwei Stunden Vorlesung (*cours magistraux*) direkt eine weitere Stunde Seminar (*travaux dirigés*). Zunächst war die Regelung, dass für die Vorlesungen ein Mindestabstand von einem Meter zwischen den Studierenden eingehalten werden musste und alle Masken trugen. Für die letzte Stunde Seminar gab es keinen Mindestabstand mehr einzuhalten. Anfangs wurden Räume für die Kurse vergeben, in denen man keinen Abstand halten konnte, zum Beispiel ein Raum mit 30 Plätzen für einen Kurs mit 30 Studierenden.

Der Start ins Semester war also etwas holprig, aber nach ein paar Wochen hatte ich mich an die französische Methode gewöhnt, und es gab nur wenige Corona-Fälle an der Universität. Die dreistündigen Geschichtskurse, in denen die Partizipation der Studierenden weniger gefragt war als an meiner deutschen Universität, behandelten verschiedene thematische Schwerpunkte in einer bestimmten historischen Epoche. Nach zwei Wochen mit den schwachen Maßnahmen wurde aufgrund der hohen Fallzahlen in Paris beschlossen, dass nur noch die Hälfte der Studierenden anwesend sein durfte. Die Studierenden wurden nach der Matrikelnummer in gerade und ungerade Zahlen aufgeteilt, die dann abwechselnd jeweils eine Woche zur Uni kommen durften. Man war also eine Woche in der Uni, die nächste Woche zu Hause, die Dozierenden richteten teilweise Zoom-Meetings ein oder verteilten Aufgaben. Die Lehrenden mussten ihre Pla-

nung spontan umstellen, was für manche hieß, zwei Wochen lang denselben Inhalt zu lehren, und deshalb den Kursinhalt für das Semester zu halbieren. Die Kurse gefielen mir jedoch, ich konnte zwischendurch mit Kommiliton*innen einen Kaffee trinken gehen und am Wochenende frei durch Paris ziehen. Anders als in Deutschland, wo die Universität komplett geschlossen war und auch die Kontaktbeschränkungen das soziale Leben stark einschränkten. Die französische Einstellung zu den steigenden Fallzahlen schien eher „*c'est la vie*“ zu sein.

In der letzten Oktoberwoche hatten wir eine Lektürewoche, also keine Kurse und Zeit zum Lernen. In dieser Woche, pünktlich zu Halloween, sah sich die französische Regierung gezwungen, einen harten Lockdown, ein *confinement*, auszurufen, der am Wochenende in Kraft treten sollte. Konkret hieß das für die Franzosen und Französinnen, dass sie ausschließlich zum Lebensmitteleinkauf oder für einen einstündigen Spaziergang die Wohnung verlassen durften. So gerne ich meine Wohnung im 15. Arrondissement auch mochte, wollte ich nicht 23 Stunden jedes Tages dort verbringen. Ich beschloss also, auf unbestimmte Zeit zu meinen Eltern nach Deutschland zurückzufahren, wo die Fallzahlen deutlich niedriger waren.

Meine Kurse wurden auf Zoom verlegt – pünktlich zur Klausurenphase. Trotz aller Garantien der Dozierenden zum Anfang des Semesters, man würde nicht wieder so überrascht von einem Lockdown sein, wie es im März 2020 der Fall gewesen war, war der Übergang ins Online-Semester nicht gerade fließend. Auch die Klausuren fanden komplett online statt, was seine Vor- und Nachteile hatte. Die Dozierenden waren sich bewusst, dass die Studierenden bei einer Klausur zuhause auch ihre Notizen und das Internet benutzen könnten, weshalb ihre Benotung härter ausfiel als sonst.

Bald stellte sich ein monotoner Alltag mit zwei bis sechs Stunden französischen Zoom-Meetings pro Tag ein, außer zum Spaziergehen verließ ich selten meinen Schreibtisch. Für viele Studierende – in Deutschland wie in Frankreich – war es nicht einfach, die Uni von zuhause aus zu meistern, während es fast keinen sozialen Ausgleich gab. Viele Studierende leben alleine und konnten

während dieses Lockdowns niemanden persönlich sehen. Der Fakt, dass die Öffnung der Universitäten weder in Deutschland noch in Frankreich in naher Zukunft anvisiert wurde – anders als bei Schulen und Büros – half der sinkenden Motivation der Studierenden nicht.

Nach zwei Monaten Lockdown in Deutschland kehrte ich im Januar 2021 nach Paris zurück. Es war noch nicht klar, ob die Kurse im zweiten Semester, das Ende Januar starten sollte, in Präsenz stattfinden würden. Es gab erneut Vorgaben der Regierung, die besagten, dass nur 20 Prozent des universitären Betriebes wieder aufgenommen werden konnten. Es fanden für mich zwei Kurse in Präsenz statt, der Rest war erneut online.

Einige Lichtblicke

Nichtsdestotrotz bin ich für meinen Teil sehr froh, während Corona im Ausland zu studieren. Sicherlich ist es nicht leicht, in ein anderes Land zu ziehen und dort zu studieren, vor allem nicht auf Distanz, dennoch gibt es gute Gründe für ein Corona-Semester im Ausland, denn viele Vorteile eines Auslandssemesters bleiben bestehen. Man lernt ein anderes universitäres System kennen, selbst wenn dieses durch Corona verändert ist. Zudem hat man die Chance, sich sprachlich zu verbessern. Selbst wenn es schwieriger ist, Freund*innen zu treffen, gibt es genug Gelegenheiten, seine linguistischen Kompetenzen zu erweitern und in Sprache und Kultur einzutauchen.

Trotz aller Schwierigkeiten würde ich die Freund*innen, die ich in Paris kennengelernt habe, nicht missen wollen. Unsere einzigartigen gemeinsamen Erfahrungen machen jeden Stress erträglich. Während einer Pandemie, die uns zwingt, soziale Kontakte einzuschränken, wird einem der Wert guter Freundschaft erst richtig bewusst (so kitschig das auch klingt).

Während meines Auslandssemesters wurde mir ebenfalls klar: Paris bleibt auch mit diversen Maßnahmen eine extrem schöne Stadt. Selbst wenn man nur spazieren gehen darf, gibt es noch immer viel zu sehen. Und wer kann schon behaupten, Paris fast ohne Touristen gesehen zu haben! Nachdem man mehrere Monate in einer Stadt wie Paris gewohnt hat, sieht man die Metropole in einem ganz anderen Licht. Durch mein Auslandssemes-

ter habe ich glücklicherweise trotz Corona viel von Paris entdecken können.

Ich schreibe diesen Bericht im März 2021; nach einem Jahr Pandemie und mehr als der Hälfte meines Auslandsaufenthalts, einige Tage nach dem Beschluss eines dritten Lockdowns in Frankreich (wenngleich dieser weniger Beschränkungen vorsieht als die letzten beiden). Wenn ich eine Sache aus meinem Auslandssemester während einer Pandemie gelernt habe, dann ist es, dass man nie wissen kann, was die Zukunft hält. Egal was Corona bringt, solange man die Möglichkeit hat, ein Auslandssemester anzutreten, sollte man dies meiner Meinung nach tun. Denn, wie einer meiner Dozenten mir zur Lage an meiner deutschen Universität sagte, „in Deutschland ist es auch nicht besser.“



Die Autorin

Marie Drasin studiert seit 2018 an der Universität Bielefeld Geschichte und Anglistik. Im Rahmen eines deutsch-französischen Studienprogramms (<https://www.uni-bielefeld.de/fakultaeten/geschichtswissenschaft/studium/studiengaenge/biparis/bachelor/>) verbrachte sie das akademische Jahr 2020/21 an der Université de Paris, um dort ihr Geschichtsstudium weiterzuführen. Neben ihrem Studium arbeitet sie als studentische Hilfskraft im Lektorat dreier erziehungswissenschaftlicher Zeitungen: der *Herausforderung Lehrer*innenbildung*, der *PraxisFor-schungLehrer*innenbildung* und der *Materialwerkstatt*.



Der Weg zum englischsprachigen Verlag

von Christian Wymann

Renate bleibt den gesamten Workshop über skeptisch, ob sie ihre Dissertation bei einem englischsprachigen Verlag veröffentlichen soll. Der Workshop handelt davon, wie unterschiedlich der Weg zur Buchpublikation bei Fachverlagen aus dem deutschen und dem englischen Sprachraum aussehen kann. Während zweier Tage nähern sich die Teilnehmer*innen dieser Frage anhand ihrer eigenen Texte und unternehmen erste Schritte. Doch am Ende bleibt Renate dabei: Sie wird ihre Dissertation, die sie bereits abgeschlossen hat, keinem Verlag unterbreiten. Mit allem, was sie sonst bei der Arbeit und privat zu tun hat, findet sie den Aufwand zu groß, von dem sie durch den Workshop erfahren hat.

Haben Sie Ihre Dissertation fertiggestellt und erfolgreich verteidigt? Oder beginnen Sie ein neues wissenschaftliches Buchprojekt? In beiden Fällen ist es an der Zeit, dass Sie darüber nachdenken, wie und wo Sie Ihren Text pu-

blizieren wollen. Die Fragen, die Sie sich stellen sollten, sind für beide Vorhaben ähnlich.

Im Folgenden konzentriere ich mich darauf, welche Fragen Sie sich stellen sollten, wenn Sie Ihre Dissertation als Buch bei einem englischsprachigen Verlag unterbringen möchten. Dabei spielt es keine Rolle, ob Sie eine Monografie oder mehrere Artikel geschrieben haben, die Sie in ein Buch verwandeln möchten. Es geht mir nicht darum, Ihnen definitive Antworten zu liefern, sondern Sie zur Reflexion anzuregen (s.a. Wymann 2020). Denn für jede Person, jede Dissertation und jeden Verlag werden die Antworten anders ausfallen. Wichtig ist, dass Sie sich den verschiedenen Fragen und potenziellen Antworten bewusst sind, damit Sie die für Sie stimmigen Entscheidungen treffen. Das Gegenteil wäre, planlos in einen Publikationsprozess hineinzurutschen, dem Sie mangels Kenntnissen ausgeliefert sind. Sie sollen diesen Prozess

(mit-)steuern können, so dass sowohl dieser als auch das Produkt befriedigend für Sie ausfällt.

Weshalb wollen Sie bei einem Verlag publizieren?

Jede Universität stellt eigene Anforderungen an die Publikation einer Dissertation. Teilweise stehen verschiedene Möglichkeiten und Formate zur Auswahl: von der Bereitstellung mehrerer Belegexemplare für die Universitätsbibliothek über die Veröffentlichung als Open-Access-Dokument im universitären Repositorium bis hin zum Verlagsbuch. Ihre Entscheidung für die eine oder andere Variante wird von mehreren Faktoren abhängen:

- Wie viel Aufwand sind Sie bereit, zusätzlich zu betreiben, nachdem Sie Jahre mit dem Projekt und Text verbracht haben?
- Sind Sie motiviert, noch einmal Zeit und Energie zu investieren, wenn Sie schon am nächsten Projekt arbeiten bzw. eine neue Stelle antreten?
- Wie wichtig wird die Publikation Ihrer Dissertation für Ihre Zukunft sein? Inwiefern wird sie Ihre Karriere beeinflussen?

Promovierte, die eine Stelle außerhalb der Universität annehmen werden, entscheiden sich oft für die einfachste Publikationsvariante, die ihre Universität anbietet. Wer jedoch eine akademische Karriere anstrebt, tut gut daran, abzuklären, wie relevant eine Verlagspublikation der Dissertation ist. Angenommen, Sie planen Ihre nächsten Karriereschritte an einer englischsprachigen Universität, können Sie davon ausgehen, dass eine Dissertation in den meisten Sozial- und Geisteswissenschaften als veröffentlichtes Buch erwartet wird.

Unabhängig davon, wohin es Sie zieht, sollten Sie die Entscheidung für die eine oder andere Variante gründlich durchdenken. Fachkolleg*innen und andere Personen in Ihrem akademischen Umfeld, die diese Wahl bereits getroffen haben oder wie Sie davorstehen, können Sie bei der Entscheidungsfindung unterstützen.

Welcher Prozess erwartet Sie? Wie hoch ist der Aufwand?

Wenn Sie die verschiedenen Wissenschaftsverlage anschauen, werden Sie merken, wie unterschiedlich diese

über den Entstehungsprozess eines Buches informieren. In vielen Fällen werden Sie kaum oder keine Informationen dazu finden. Selbst wenn Sie direkt nachfragen, erhalten Sie womöglich keine konkrete Antwort. Um aber eine Entscheidung zum weiteren Vorgehen treffen zu können, sind diese Informationen essenziell. Denn nicht alle Verlage arbeiten gleich und erwarten dasselbe.

Um sich einen Überblick über verschiedene Verlage zu verschaffen, sollten Sie nicht nur Verlagswebseiten studieren. Schauen Sie sich einschlägige Bücher zur akademischen Buchpublikation an (siehe die Lektüreempfehlung) und, meines Erachtens am wichtigsten, sprechen Sie mit Kolleg*innen, die bereits Erfahrungen mit Verlagen gemacht haben. Befragen Sie sie zu ihrem Vorgehen, dem Prozess, den ihr Buch durchlaufen hat, der Kommunikation mit dem Verlag und dessen Umgang mit der Person – also allem, was Sie wissen wollen, um sich ein Bild von einem Verlag jenseits seiner öffentlichen Selbstdarstellung zu machen.

Im Gespräch mit Personen, die bei deutsch- und/oder englischsprachigen Verlagen publiziert haben, werden Sie bald einmal die Unterschiede heraushören. Selbstverständlich gibt es in beiden Sprachräumen sowohl qualitativ hochwertige und professionelle Verlage als auch solche, die kaum zur Publikation beitragen. Es ist an Ihnen herauszufinden, welcher Verlag Ihnen am besten dient und Ihre Erwartungen erfüllt.

In der Literatur (z. B. Germano) finden Sie grundlegende Informationen dazu, wie seriöse englischsprachige Verlage mit Dissertationen verfahren. Ich gebe Ihnen hier nur erste Eckpunkte.

Englischsprachige Verlage, z. B. Universitätsverlage, weisen oft auf ihren Webseiten hin, dass sie keine Dissertationen veröffentlichen. Das mag seltsam klingen, aber genauso ist es gemeint: Sie verlegen keine Dissertation, sondern erwarten, dass Sie diese zu einem Buch umschreiben. Deshalb und weil auch die Verlage Arbeit und Ressourcen in das Buch stecken, dauert der Prozess bis zu zwei Jahre oder länger. Hier liegt ein wesentlicher Unterschied zu deutschsprachigen Verlagen, die bei Dissertationen diese Umarbeitung in der Regel nicht erwarten.



Der Prozess dauert auch länger, weil je nach Verlag externe Gutachter*innen oder ein universitäres Gremium beigezogen werden, die die Qualität evaluieren und bewerten, ob der Text ins Verlagsprogramm passt.

Als letztes noch ein Wort zum finanziellen Aufwand: Während Sie bei deutschsprachigen Verlagen für die Veröffentlichung Ihrer Dissertation häufig einen Druckkostenzuschuss bezahlen, kommt dies bei englischsprachigen Verlagen weniger vor (außer etwa bei Goldenen Open-Access-Modellen). Mit ein Grund ist, dass Sie bei letzteren Ihre Dissertation nicht ausschließlich für Fachexpert*innen, sondern ein eigenständiges Buch für ein breiteres Publikum publizieren.

Wie sieht der Erstkontakt mit dem Verlag aus?

Sobald Sie sich ausreichend informiert und für einen Verlag entschieden haben, müssen Sie den Erstkontakt vorbereiten. Diese Vorbereitung verlangt Sorgfalt und ihre eigene Zeit. Schauen Sie genau nach, was der Verlag von Ihnen benötigt, um eine erste Evaluation Ihres Textes zu machen. Die Verlage informieren darüber meistens auf ihren Webseiten. Falls Sie nichts finden, fragen Sie gezielt nach. Es wäre Zeitverschwendung, wenn Sie die falschen Dokumente einreichen und damit Ihr Text ignoriert würde. Beachten Sie, dass ein Verlag selten beim Erstkontakt das gesamte Manuskript haben möchte, sondern nur einen kleinen Ausschnitt und allem voran ein Proposal. Vergewissern Sie sich ebenso, auf welchem

Weg der Verlag Ihre Dokumente erhalten will, denn noch nicht alle setzen auf digitale Post.

Wie Sie vorgehen können

Gehen Sie systematisch an die Verlagssuche und die Vorbereitung der entsprechenden Dokumente heran. Machen Sie eine priorisierte Liste mit den drei Verlagen, bei denen Sie am liebsten ihren Text veröffentlichen möchten. Scheuen Sie sich nicht, zuerst beim Wunschverlag Ihres Fachs anzuklopfen, auch wenn es der renommierteste sein sollte. Informieren Sie sich und reichen Sie die geforderten Dokumente ein. Falls Sie eine Ablehnung erhalten, gehen Sie zum zweiten Verlag auf der Liste über. Denken Sie daran, dass Sie für jeden Verlag die Informationssuche von Neuem beginnen und die Dokumente für den Erstkontakt umschreiben.

Fazit

Zurück zu Renate, der Workshop-Teilnehmerin. Sie überraschte mich einige Monate nach dem Workshop mit einer Nachricht: Sie habe ein Publikationsangebot für Ihre Dissertation bei einem der bekanntesten englischsprachigen Verlage erhalten. Nachdem Sie mich um meine Meinung zum Vertrag gebeten hatte, akzeptierte sie ihn. Inzwischen ist ihr Buch erschienen und weist sie zusammen mit ihren anderen Publikationen als Fachexpertin aus. Durch Ihre Erfahrung mit dem Publikationsprozess wird sie ihr nächstes Buchvorhaben zielstrebig und kompetent dem richtigen Verlag unterbreiten.

Lektüreempfehlung

Germano, William (2013): From Dissertation to Book. Chicago: The University of Chicago Press.

Germano, William (2016): Getting It Published: A Guide for Scholars and Anyone Else Serious about Serious Books. Chicago: The University of Chicago Press.

Harman, Eleanor et al. (Hrsg.) (2003): The Thesis and the Book. A Guide for First-Time Academic Authors. Toronto: University of Toronto Press.

Jackson, Gerald/Lenstrup, Marie (2009): Getting Published. A Companion for the Humanities and Social Sciences. Copenhagen: NIAS Press.

Wymann, Christian (2020): Mind Your Writing. How to be a Professional Academic Writer. Opladen: Verlag Barbara Budrich.



© privat

Der Autor

Dr. Christian Wymann hat in Soziologie an der Copenhagen Business School promoviert und seine Dissertation im universitären Open-Access-Repository publiziert. Zwischen 2013 und 2020 hat er als Schreibcoach gearbeitet und in dieser Zeit vier Bücher und einen Sammelband zum wissenschaftlichen Schreiben und der Schreibdidaktik veröffentlicht. Aktuell ist er in der Software-Branche tätig und berät nebenbei angehende Sachbuchautor*innen. www.christianwymann.ch



Internationales Publizieren von Büchern

von Barbara Budrich

Als Wissenschaftler*in ist das Publizieren für Sie von großer Bedeutung. Neben dem Veröffentlichen deutschsprachiger Texte wird von Ihnen zudem erwartet, dass Sie auch international publizieren. Für die Wissenschaftskarriere sind dabei in erster Linie englischsprachige Publikationen gemeint. Doch bedeutet internationales Publizieren nicht automatisch, dass man auf Englisch publiziert. Auch für nicht-englische Veröffentlichungen kann es gute Gründe geben.

Lassen Sie uns einen Blick auf das internationale Publizieren in Buchform werfen. Ich differenziere dabei nicht zwischen der Veröffentlichung eines Sammelbandes und einer Monografie. Die Publikation eines Buchbeitrags thematisiere ich hier nicht. Mir geht es um die Vorüberlegungen und den Kontakt zum Verlag – und mit beidem hat man in der Regel als Autor*in einer Monografie bzw. Herausgeber*in eines Sammelbandes zu tun; in der Rolle als Sammelbandautor*in sind Sie zumindest mit Blick

auf die Kontakthanbahnung mit einem Verlag nicht in der vordersten Kommunikationslinie.

Für diesen Beitrag gehe ich davon aus, dass Deutsch Ihre Muttersprache ist oder doch Ihre hauptsächliche Forschungs- und Wissenschaftssprache.

Welches Ziel möchten Sie erreichen?

Wenn es ums Veröffentlichen geht, dürfen Sie sich zunächst fragen, was Ihr wichtigstes Ziel ist. Ich rate Autor*innen, sich immer Gedanken über das eigene Warum zu machen. Denn die Antwort auf diese Frage beeinflusst auch die Entscheidung, in welcher Form Sie welchen Text veröffentlichen möchten. Ein Buch zu schreiben, ist relativ aufwändig. Ein Buch in einer anderen als Ihrer Muttersprache auf den Weg zu bringen, ist häufig noch aufwändiger. Umso sinnvoller ist es, das eigene Ziel gut im Blick zu haben.

- Geht es Ihnen in erster Linie darum, Ihre internationale Reputation in einem spezifischen nicht-deutschen Sprachraum auf- bzw. auszubauen?
- Möchten Sie dafür sorgen, dass Ihre Perspektive auf eine bestimmten Fragestellung oder Ihre Erkenntnisse in einer (oder mehreren) anderen Sprache(n) zur Diskussion gestellt werden?
- Benötigen Sie Ihr Material, um in anderen Sprachen zu lehren?
- Oder benötigen Sie einen internationalen Eintrag in Ihrer Publikationsliste?

Dies sind nur vier mögliche Motive – überlegen Sie in Ruhe, was Ihr Warum an dieser Stelle ist. Es ist Ihre Entscheidung, in einer anderen Sprache zu publizieren. Ob Sie diese Zeit und Mühe investieren wollen und können, hängt nicht zuletzt davon ab, ob es Ihnen das Ziel wert ist, das Sie in diesem Falle erreichen möchten.

Englisch oder ...?

Wie anfangs angerissen, bedeutet internationales Publizieren nicht zwangsläufig, auf Englisch zu publizieren. Abhängig von Ihren Zielen, Ihrem Forschungsgegenstand und Karriereüberlegungen bleiben noch weitere Sprachen, in denen Sie veröffentlichen können.

Welche Sprache oder Sprachen sich für die Publikation Ihres Textes eignen, ist von einer Reihe von Faktoren abhängig. Um Klarheit zu schaffen, können Sie sich zum Beispiel folgende Fragen stellen:

- Ist es für Sie grundsätzlich sinnvoll, in einer anderen Sprache zu veröffentlichen?
- Lässt sich Ihr Thema für einen anderen Sprachraum interessant aufbereiten?
- Wie aufwändig ist es, die Kontextualisierung Ihres Textes für den jeweiligen Sprachraum durchzuführen?

Der sprachliche und kulturelle Kontext

Es ist von Ihrer individuellen Forschungsfrage abhängig, ob eine internationale Anschlussfähigkeit mit Leichtigkeit gegeben ist oder mit mehr oder weniger Mühe erarbeitet werden muss.

So hat zum Beispiel soziale Ungleichheit in Deutschland ganz andere Vorzeichen als soziale Ungleichheit in den Vereinigten Arabischen Emiraten. Doch auch weniger offensichtliche Unterschiede können die Kommunikation über (Wissenschafts-)Kulturen hinweg erschweren: Es gibt unterschiedliche Schwerpunktsetzungen in der Bildungsforschung in Italien und Deutschland; rezipierte Literatur bildet einen Kontext, der auch von den Sprachen mitgeprägt wird, in denen eine *scientific community* Erkenntnisse rezipiert und diskutiert. Sind die Theorien bzw. Methoden, die für Ihren Text zentral sind, in der anderen Sprache präsent?

Wenn Sie um die Schwierigkeiten der Übertragbarkeit wissen, können Sie die Aufbereitung Ihres Textes so gestalten, dass in der Zielsprache Anschlussfähigkeit herrscht und Interesse bestehen kann. Wie gesagt – mit mehr oder weniger Arbeitseinsatz auf Ihrer Seite.

Lohnt der Aufwand?

Viele Wissenschaftler*innen freuen sich über die Chance, die im anderssprachigen Publizieren liegt. Das allein ist es ihnen schon wert. Und wenn jemand anders die Verantwortung (und die Kosten) für eine etwaige Übersetzung übernimmt, dann freut man sich natürlich erst recht.

Wenn es allerdings darum geht, sich selbst eine echte Positionierung in dieser anderen Sprache zu erarbeiten, dann ist auch dies nicht mit einer einzigen Veröffentlichung getan. Niemand aus der spanischsprachigen Welt wird bei Ihnen sturmklingeln, nachdem Sie ein einziges Buch auf Spanisch veröffentlicht haben. (Ausnahmen mögen die Regel bestätigen.)

Im Grunde genommen gelten für die Positionierung überall auf der Welt – und damit auch in allen Sprachen, vielleicht mit Ausnahme von Englisch – die gleichen Regeln. Wer eine gewisse Bekanntheit anstrebt, ist gehalten, für die angepeilte Community regelmäßig sichtbar zu werden. Ob in Publikationen oder Vorträgen, in Gesprächen und Netzwerken: Die eigene Präsenz lässt sich nicht „mal eben“ aufbauen und halten.

Warum ist Englisch eine Ausnahme?

Publikationen auf Englisch haben in zweierlei Hinsicht eine Sonderstellung: Zum einen wird englischsprachige Literatur – zumindest potenziell – weltweit rezipiert; jedenfalls innerhalb bestimmter Communities. Das macht Englisch zur wissenschaftlichen *lingua franca*, auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Etwaige kulturelle Bezüge müssen nicht automatisch auf den anglo-amerikanischen Sprachraum passend gemacht werden. Es empfiehlt sich des ungeachtet, eine genaue Vorstellung davon zu haben, was die von Ihnen angepeilte Leser*innenschaft erwartet, worauf sie aufbaut, woran sie anknüpft.

Hinzu kommt, dass es weit einfacher ist, auf Englisch zu veröffentlichen, als tatsächlich international rezipiert zu werden. An dieser Stelle erlangt die Sache mit der Community eine besondere Wichtigkeit: In jeder Disziplin gibt es internationale Communities. Damit meine ich nicht etwa beispielsweise die „Internationalen Beziehungen“ in der Politikwissenschaft, sondern auch – um im Fachbereich zu bleiben – Kommunalpolitik, die in einen internationalen Diskurs gestellt wird.

Wenn Sie Ihre internationale Sichtbarkeit untermauern wollen, schadet es nicht, zunächst eine spezifische Community anzupeilen, zum Beispiel in Form einer europäischen oder internationalen Fachgesellschaft. Dort suchen Sie sich eine Ihrem Themenbereich entsprechende Untergruppe – Sektion, Arbeitsgruppe oder wie auch immer die Fachgesellschaft organisiert sein mag. Da gibt es einschlägige Kongresse, Treffen, Netzwerke und Publikationen, mit deren Hilfe Sie durch Ihren Fokus die Komplexität des Globalen reduzieren können. Durch diese Konzentration haben Sie die Möglichkeit, die nächsten Schritte zu operationalisieren, die Ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen entsprechen.

Wie finden Sie einen passenden Verlag?

Die von Ihnen anvisierte Zielgruppe publiziert häufig bei ähnlichen Verlagen. Bei einer internationalen Community ist es allerdings nicht selten, dass sich zu den üblichen internationalen Großkonzernen auch Verlagshäuser aus den unterschiedlichen Weltregionen gesellen.

Um einen Verlag zu finden, der Ihnen mit Ihrer Publikation zur Seite steht und gute Dienste leistet, prüfen Sie Ihre eigene Literaturliste: Welche Autor*innen haben welche Texte in welchen Häusern publiziert? Welche Publikationen ähneln der Ihren am meisten? Mit diesen Fragen beginnt die Suche nach dem passenden Publikationspartner.

Natürlich können auch Sie versuchen, in einem der internationalen Großkonzerne unterzukommen. Große Häuser haben in den letzten Jahren „Schnellschienen“ entwickelt, weil ihnen klar geworden ist, dass ihre Publikationszeiten zu lange dauern. Allein von der ersten Kontaktaufnahme bis zum Publikationsangebot vergehen nicht selten Monate. Und von der ersten Abgabe des (fast) finalen Manuskripts bis zum fertigen Buch dauert es in manchem großen Haus gern zwei Jahre oder länger.

Alternativ suchen Sie sich einen anderen, nicht ganz so großen Verlag, bei dem auch internationale Kolleg*innen veröffentlicht haben und der Ihnen sympathisch ist. Achten Sie bei kleineren Häusern darauf, dass es auch internationalen Vertrieb gibt: Distributoren in unterschiedlichen Weltregionen. Auch die großen Bibliothekslieferanten beliefern Bibliotheken weltweit. Eine entsprechende Kooperation ist aus Ihrer Sicht also unbedingt wünschenswert. Im Zweifel lohnt es sich, beim Verlag Ihrer Wahl nachzufragen, wie er international aufgestellt ist. Um es gleich vorwegzunehmen: Einzig eine Kooperation mit Amazon reicht nicht aus.

Doch auch die Sichtbarkeit auf einschlägigen Messen und Kongressen ist von Vorteil, um Ihrer Publikation internationale Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Ferner ist internationale Medienarbeit ein Muss: Schließlich ist es in Ihrem ureigenen Interesse, die *scientific community* weltweit mittels Rezensionen über Ihre Publikation zu informieren.

Verlagsarbeit ist weit komplexer, als ich es hier anreiß. Über die genannten Punkte hinaus gehören aktiver Vertrieb und kontinuierliches Marketing, gute Netzwerke und deutliche Sichtbarkeit. Selbst mit einer Open-Access-Publikation sind diese Fragen nicht automatisch obsolet.

Ist Open Access die Antwort auf all die offenen Sichtbarkeitsfragen?

Das Problem mit Open-Access-Publikationen ist der Fokus auf den reinen „Pull“-Faktor: Vielfach sind Open-Access-Publikationen zwar bei exakter Suche und entsprechend sorgfältig aufbereiteten Metadaten auffindbar. Jedoch nur für diejenigen Interessierten, die gezielt danach suchen. Wenn Sie also zu einem spezifischen Thema eine genaue Suche definieren können, wirkt Ihr „Pull“: Sie können den entsprechenden Text finden. Auffindbarkeit ist nur ein Aspekt von Sichtbarkeit.

Für Open-Access gibt es ohne einschlägige Aktivitäten seitens der Autor*innen und Publikationspartner keine „Push“-Faktoren. Rein digitale Open-Access-Publikationen liegen nicht auf Büchertischen aus – weder national noch international. Und es hängt von Ihrem Publikationspartner ab, ob aktive Vertriebsarbeit dazu führt, dass Ihre Publikation nicht nur in wenigen Repositorien geführt, sondern in den wichtigen Datenbanken gelistet wird, in zentralen digitalen „Schaufenstern“ steht.

Eine weitere wichtige Frage bleibt auch im Zusammenhang mit Open Access: Gibt es aktives Marketing, das dazu führt, dass Sie und Ihr Werk in einschlägigen Medien sichtbar werden? Sei es durch Rezensionen, redaktionelle Beiträge, Interviews, Blog-Posts, Podcast-Interviews, (Online-)Buchpräsentationen oder auch nur das kontinuierliche Informieren einschlägig Interessierter.

Jedes Jahr erscheint eine große Anzahl an wissenschaftlichen Publikationen. Um mit den eigenen Veröffentlichungen sichtbar zu werden, sind beide Faktoren wichtig: „Pull“ und „Push“.

Wenn Reputationsaufbau oder Positionierung ganz oben auf der Liste Ihrer Ziele stehen, dann sind professionelle Publikationspartner für Sie unabdingbar. Die genannten Faktoren professioneller Marketing- und Vertriebsarbeit sind meiner Erfahrung nach unverzichtbar. Ihr eigenes Engagement in diesem Bereich kann die Maßnahmen eines Verlages flankieren: Und je besser Sie selbst in Ihrer Zunft vernetzt sind, desto besser stehen die Chancen auf Erfolg für Ihre Publikation – übrigens unabhängig von der Sprache, in der Ihre Publikation erscheint.



© privat

Die Autorin

Barbara Budrich arbeitete über 10 Jahre im Verlag Leske + Budrich ihres Vaters, bevor sie 2004 den Verlag Barbara Budrich gründete. Sie hat zahlreiche Bücher und Aufsätze publiziert, übersetzt und geschrieben. Seit 2012 geben sie und ihr Team im von ihr etablierten Unternehmen budrich training (www.budrich-training.de) ihr Know-how zum wissenschaftlichen Publizieren und Schreiben systematisch in Vorträgen, Workshops und Coachings weiter.



Wer sucht, der findet

So finden Sie eine*n gute*n Lektor*in

von Isabelle Romann

Sie haben es geschafft! Ihr wissenschaftlicher Artikel, Ihre Dissertation oder Ihr Fachbuchmanuskript ist (fast) fertig, und nun geht es an den sprachlichen Feinschliff. Ihnen ist klar, dass Sie selbst dafür zu tief im Thema sind, und machen sich auf die Suche nach einer/einem passenden Lektor*in. Doch wie gehen Sie am besten vor?

Phase 1: Recherche

Sie durchforsten zunächst das eigene private sowie berufliche Adressbuch und schauen ganz gezielt, ob sich darin bereits eine lektorierende Person befindet. Ist das nicht der Fall, überlegen Sie, ob Sie Menschen kennen, die vielleicht schon einmal ein Lektorat in Anspruch genommen haben. Das können Kolleg*innen aus Ihrem wissenschaftlichen Umfeld, Buchautor*innen oder Unternehmer*innen sein, die z.B. einen Blog, generell viel Marketing und Öffentlichkeitsarbeit betreiben oder eine Werbeagentur haben. Überall dort arbeiten möglicherweise Lektor*innen, und Sie könnten auf Empfehlungen zurückgreifen.

Trägt diese Recherche in Ihrem Umfeld noch keine Früchte, kommt eine Suche in Datenbanken infrage. Zwei Beispiele seien hier genannt:

1. Datenbank für Dienstleister für Selfpublishing-Projekte <https://www.selfpublishingmarkt.de/>
Stichwortsuche je nach Bedarf: Lektorat, Sachtexte, Wissenschaft
2. Verband der Freien Lektorinnen und Lektoren (VFL) Menüpunkt auf der Website: „Lektor/-in finden“
Suche im VFL-Lektoratsverzeichnis

Doch nicht alle guten Lektor*innen sind in solchen Datenbanken gelistet. Eine weitere Quelle sind die Social-Media-Plattformen. Wenn Sie auf LinkedIn, XING oder Instagram aktiv sind, können Sie über Ihr Netzwerk dort oder über die Suche mit entsprechenden Stichworten fündig werden. Bei Facebook lohnt es sich, nach einschlägigen Gruppen rund ums Buchbusiness oder Texten zu suchen, dort einzutreten und sich umzuschauen.

Denn auch hier sind auf Sach- oder wissenschaftliche Texte spezialisierte Lektor*innen unter den Mitgliedern. Nehmen Sie Kontakt zu den Inhaber*innen interessanter Profile auf.

Eine weitere Möglichkeit sind Suchmaschinen im Internet wie z. B. Google. Geben Sie Stichworte wie „Lektorat“, „Wissenschaftslektorat“ oder auch „Korrektorat“ in das Suchfeld ein. Sollte Ihnen ein physischer Kontakt in geografischer Nähe wichtig sein, grenzen Sie Ihre Suche ein, indem Sie das Stichwort durch Ihren Wohnort oder Ihre Region ergänzen, z. B. „Wissenschaftslektorat Ruhrgebiet“ oder „Lektorat München“.

Phase 2: Sichtung der Rechercheergebnisse vor der Kontaktaufnahme

Sie haben nun eine Liste vorausgewählter Lektor*innen, die Sie über Ihre Recherche gefunden haben. Anhand welcher Kriterien wählen Sie nun die Dienstleister*innen aus, mit denen Sie Kontakt aufnehmen wollen? Hilfreich ist es dabei, sich die Internetpräsenz der jeweiligen Personen genauer anzuschauen. Die folgenden Fragen geben Ihnen einen Hinweis darauf, wie die Lektor*innen arbeiten.

- Hat der/die Lektor*in überhaupt eine Website, auf der Sie sich näher informieren können?
- Sind die Texte auf der Website fehlerfrei, verständlich und passend für Sie als Kund*in geschrieben? Daraus können Sie ableiten, wie professionell die/der Lektor*in auch in anderen Belangen arbeitet.
- Gibt es Referenzen auf der Website, aus denen Sie schließen können, wie die Zusammenarbeit mit der/dem Lektor*in abgelaufen ist oder wie hoch die Zufriedenheit anderer Autor*innen ist?
- Ist ersichtlich, ob schon andere wissenschaftliche Projekte (Dissertation, Fachbuch) begleitet wurden? Gibt es also bereits einen Erfahrungsschatz?
- Finden Sie Informationen, ob die/der Lektor*in auch fachlich zu Ihnen und Ihrem Projekt oder Thema passen könnte? (Das ist nicht immer zwingend notwendig, schafft aber vielleicht gleich einen guten Draht zueinander.)
- Gewinnen Sie einen sympathischen ersten Eindruck von der Person?

Phase 3: Während der Kontaktaufnahme

Wenn Sie sich entschließen, Kontakt zu einem/einer Lektor*in oder sogar mehreren aufzunehmen, erhalten Sie auch in dieser Phase wichtige Hinweise darauf, ob eine Zusammenarbeit unter einem guten Stern stehen könnte. Sechs Bereiche gilt es meiner Erfahrung nach, genauer unter die Lupe zu nehmen:

Kommunikation

Die folgende Checkliste kann dabei helfen, den ersten Kontakt bewusster zu reflektieren:

- Reagiert der/die Lektor*in zügig auf Ihre Kontaktaufnahme per E-Mail?
- Wird im Tonfall auf Augenhöhe kommuniziert?
- Fühlen Sie sich als willkommene*r Kund*in?
- Lässt der/die Lektor*in ein persönliches Kennenlernen zu (Telefon, persönliches Treffen oder Videotelefonat), um den Prozess der Vertrauensbildung zu fördern, wenn gewünscht?
- Schreibt er/sie selbst fehlerfreie Texte, z. B. in der E-Mail-Kommunikation mit Ihnen, und zeigt sich damit professionell und sorgfältig?

Umfangreiche Abfrage für die Angebotserstellung

Je intensiver der/die Lektor*in Erkundigungen zu Ihrem geplanten Projekt einholt, umso seriöser. Je mehr Fragen Ihrerseits gestellt werden können, desto transparenter wird der Ablauf der Zusammenarbeit für Sie. Die folgenden Themen können dabei angesprochen werden:

- Fordert der/die Lektor*in eine aussagekräftige Textprobe Ihres Manuskriptes an, bevor er/sie eine Preisangabe macht?
- Gibt es für Sie, wenn gewünscht, die Möglichkeit eines bezahlten Probelektorats?
- Fragt der/die Lektor*in nach Ihren Erwartungen (sprachliches oder inhaltliches Lektorat oder beides), nach dem Umfang des Textes in Normseiten (1 NS üblicherweise = 1500 Zeichen inkl. Leerzeichen), nach Ihrer zeitlichen Vorstellung, nach dem vorliegenden Textformat (Word oder PDF) und danach, ob Ihnen die Korrekturwerkzeuge in Word oder PDF geläufig sind?

Projektplanung

Wenn es um den zeitlichen Ablauf geht, sollten Sie besonders genau hinschauen, denn Sie haben unter Umständen Fristen einzuhalten und benötigen Zuverlässigkeit. Deshalb sollte hier besonders transparent kommuniziert werden, damit es auf beiden Seiten im Verlauf der Zusammenarbeit keine unangenehmen Überraschungen gibt. Einem/einer professionellen Lektor*in ist dieser Aspekt ebenfalls sehr wichtig. Achten Sie deshalb auf Folgendes:

- Fragt Sie die/der Lektor*in nach dem geplanten Start des Lektorats und nach dem Datum der gewünschten Fertigstellung, um sicherzustellen, ob Ihre Vorstellungen umsetzbar sind und ob er/sie die notwendigen freien Kapazitäten hat?
- Bearbeitet sie/er den Text mehrmals?
- Macht sie/er Sie auf Ihre einzukalkulierende Nachbearbeitungszeit nach dem erfolgten Lektorat aufmerksam?

Transparenz zur Honorarfindung

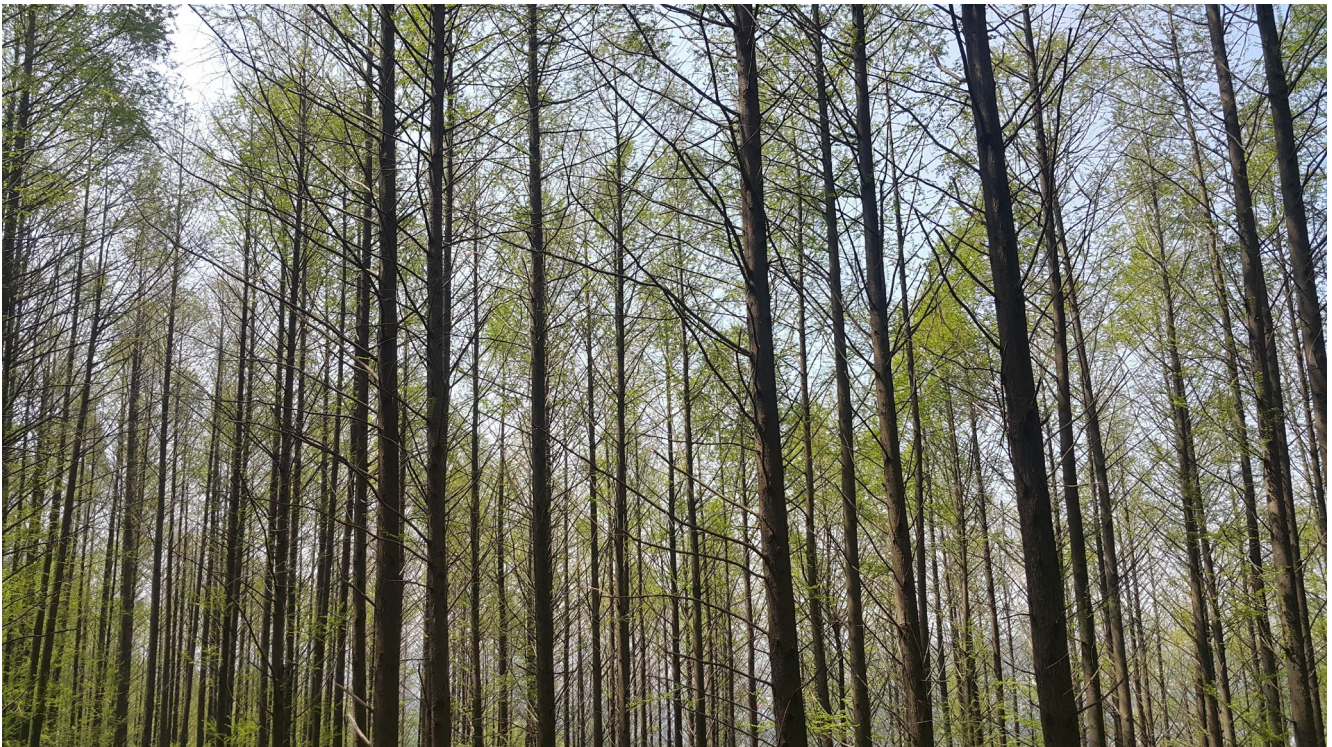
Prüfen Sie genau, ob Ihnen das Honorar transparent dargestellt wird, nachdem der/die Lektor*in die bis hierhin

erläuterten detaillierten Informationen bei Ihnen erfragt hat.

Beachten Sie, dass es üblicherweise drei Berechnungsgrundlagen gibt, mit denen Lektor*innen arbeiten:

Wird der Preis für das Lektorat auf Normseitenbasis berechnet, dann haben Sie als Kund*in den Vorteil, dass Sie den Endpreis kennen, sobald Sie Ihren Text fertiggestellt haben. Die Textlänge wird dann in Zeichen inkl. Leerzeichen angegeben, und das Angebot enthält den Preis pro Normseite oder den Gesamtpreis. Eine Normseite besteht meistens aus 1500 Zeichen inkl. Leerzeichen (es gibt auch andere Definitionen einer Normseite, diese ist aber die gängigste). Sie wissen also genau, was auf Sie zukommt. Berechnet ein*e Lektor*in auf Basis eines Stundenpreises, kann er/sie nur eine ungefähre Schätzung für den zu erwartenden Zeitaufwand abgeben. Für alle Beteiligten bleibt die verbindliche Gesamtinvestition bis zum Schluss offen.

Manche Lektor*innen verkaufen ihre Leistung auch zu einem Paket- oder Pauschalpreis, die dritte mögliche Berechnungsgrundlage. Nichtsdestotrotz werden Sie auch



in diesem Fall irgendeine Angabe zum Umfang des Textes machen müssen, damit das Projektvolumen umrissen werden kann. Dazu dient üblicherweise ebenfalls die Anzahl an Normseiten oder die Wortanzahl.

Einen grundsätzlichen Hinweis sollten Sie beachten: Ist das Honorar sehr niedrig, dann könnte es sein, dass der/die Lektor*in gar nicht hauptberuflich in diesem Gebiet arbeitet. Oftmals fehlt dann auch die Erfahrung, die ein*e hauptberufliche*r Lektor*in im Laufe der Jahre mitbringt. Im Umkehrschluss arbeiten hauptberufliche Lektoren idealerweise nicht für Dumpingpreise.

Form des Angebots

Ein Angebot sollten Sie in jedem Fall schriftlich, also per Post oder per E-Mail, erhalten. Mündliche Vereinbarungen und Zusagen sind bei Unstimmigkeiten im Nachgang nicht nachzuweisen. Ein*e seriöse*r Lektor*in hat diesbezüglich dasselbe Interesse wie Sie und bittet Sie außerdem, das Angebot, das Sie annehmen, auch schriftlich zu bestätigen.

Die persönliche Ebene

Durch die vorherigen Punkte sollten Sie als Auftraggeber*in einen Eindruck davon gewonnen haben, ob die Chemie zwischen Ihnen stimmt und der/die Lektor*in für Ihre Wünsche und Anforderungen die geeignete Person ist. Diese Intuition ist meistens Grundlage für die richtige Entscheidung. Wenn Sie sich unsicher sind, kontaktieren Sie lieber noch eine*n andere*n infrage kommende*n Anbieter*in, denn die Zusammenarbeit zwischen Ihnen ist eine sehr persönliche und erfordert eine vertrauensvolle Basis.

Ein Tipp zum Schluss: Machen Sie sich rechtzeitig auf die Suche, damit die/der Lektor*in Ihrer Wahl auch Zeit für Ihr Projekt hat. Je umfangreicher Ihr Text, desto früher sollten Sie Kontakt aufnehmen.



© Maren Szech

Die Autorin

Isabelle Romann studierte Betriebswirtschaftslehre an der Berufsakademie Heidenheim (heute DHBW) sowie Romanistik und Orientalistik/Islamwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum. Nachdem sie in der freien Wirtschaft jahrelang als Personalentwicklungsreferentin tätig war, machte sie sich 2012 als freie Lektorin für deutschsprachige Fach- und Sachtexte hauptberuflich selbstständig. Seitdem begleitet sie zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten aus unterschiedlichen Fachrichtungen bis zur Abgabe und/oder Veröffentlichung. Des Weiteren lektoriert sie regelmäßig Publikationen von bereits etablierten Wissenschaftler*innen, Lehrmaterial mehrerer großer deutscher Fernhochschulen sowie Fach- und Sachbücher von Unternehmer*innen, die sich mit ihren Werken als Expert*innen in ihrem Fachgebiet positionieren wollen.



Schreibberatung in Buchform

Ein kritischer Blick in ausgewählte Ratgeber zum wissenschaftlichen Schreiben

von Sarah Brommer

Ratgeber zum wissenschaftlichen Schreiben sollen Sie beim Verfassen wissenschaftlicher Texte unterstützen und anleiten. Damit dies gelingt, ist es einerseits notwendig, dass der Schreibratgeber auf seine Leserschaft und deren Bedürfnisse abgestimmt ist. Andererseits sollten die im Ratgeber vermittelten Inhalte die Erwartungen und Ansprüche erfüllen, die auch mit dem behandelten Gegenstand, wissenschaftliches Arbeiten und Schreiben, verbunden sind. Und schließlich sollte die didaktische Aufbereitung ein Selbststudium ermöglichen. Inwieweit Schreibratgeber diese Anforderungen erfüllen, wird an zehn exemplarisch ausgewählten Ratgebern (s. Literaturverzeichnis) geprüft.¹ Die wesentlichen Erkenntnisse aus der vergleichenden Betrachtung sind die folgenden:

¹ Den Verlagen danke ich für die Prüfexemplare. Auf viele weitere Titel wird in Brommer (ersch. 2021a und 2021b) eingegangen.

1. Ob Sie Studienanfänger*in oder fortgeschrittene*r Schreiber*in sind: Erwarten Sie nicht, dass Schreibratgeber darauf Rücksicht nehmen.

Ratgeber zum wissenschaftlichen Schreiben richten sich an eine möglichst umfangreiche Leserschaft. Oft werden Sie im Vorwort oder der Einleitung den sinngemäßen Hinweis lesen, dass sich der Ratgeber an Studierende vom Beginn bis zum Ende ihres Studiums richtet. Manchmal werden die Zieltexte, mehrheitlich von der Seminararbeit bis zur Masterarbeit, im Titel auch explizit benannt (vgl. z.B. Scheld 2015, Watzka 2019, Wördenweber 2019). Ratgeber für spezifische studentische wissenschaftliche Textsorten (wie Rettig 2017 speziell zu Seminararbeiten) sind die Ausnahme. In der Regel beziehen sich Ratgeber auf das Verfassen von Texten, die sich im Umfang stark unterscheiden und in ganz unterschiedlichen Studienphasen entstehen: Studienanfänger*innen, die ihre erste Arbeit schreiben, finden demnach die gleiche Beratung vor wie Studierende mit Schreiberfahrung, die ihre Ab-

schlussarbeit verfassen, oder Postgraduierte, die bereits am Schreiben ihrer Dissertation sind. Es liegt auf der Hand, dass sich die Bedürfnisse dieser Schreiber*innen stark unterscheiden, doch Eingang in die Ratgeberliteratur findet dies kaum: Nur vereinzelt wird darauf hingewiesen, dass fortgeschrittene Schreiber*innen dieses oder jenes Kapitel überspringen oder flüchtiger lesen könnten. Auch disziplinspezifische Besonderheiten werden wenig berücksichtigt: Selbst wenn der Titel dies suggeriert (wie z.B. Disterer 2019: „Studien- und Abschlussarbeiten schreiben. Seminar-, Bachelor- und Masterarbeiten in den Wirtschaftswissenschaften“), werden mehrheitlich disziplinenübergreifende Inhalte behandelt. Sie müssen davon ausgehen, dass sich ein Schreibratgeber an die breite Masse von Studierenden richtet. Schauen Sie also in einzelne Titel hinein, um beurteilen zu können, welcher Ratgeber am ehesten Ihren Bedürfnissen entspricht. Bei konkreten fachspezifischen Fragen wenden Sie sich an die Beratungsstellen Ihres Fachbereichs an Ihrer Universität, die Ihnen oft besser weiterhelfen können.

2. Verschaffen Sie sich anhand des

Inhaltsverzeichnisses einen Eindruck von der thematischen Ausrichtung des Ratgebers. Die Kernthemen des wissenschaftlichen Schreibens werden zwar in allen Ratgebern behandelt, wie ausführlich und auf welche Art und Weise dies geschieht, weicht jedoch erheblich voneinander ab.

Unter den Ratgebern gibt es solche, die Sie beim eigentlichen Schreibprozess begleiten: von der Planung, Themenwahl und Recherche über die verschiedenen Phasen des Schreibens bis hin zu formalen, sprachlichen und stilistischen Aspekten (vgl. z.B. Pospiech 2017, Rettig 2017). Daneben gibt es andere Ratgeber, die mit dem Titel die gleiche inhaltliche Zielsetzung suggerieren, in denen aber nur eine gute Hälfte bis zwei Drittel der behandelten Inhalte das wissenschaftliche Schreiben im eigentlichen Sinne betreffen. Der übrige Teil behandelt weiterführende, mitunter auch sehr spezifische oder randständige Themen: In Stock u.a. (2018) finden Sie bspw. Erfahrungsberichte von Absolvent*innen und Betreuer*innen sowie Informationen zu besonderen Situationen wie wissenschaftliches Arbeiten mit Kind, im fortgeschrittenen Alter, mit Beeinträchtigungen, in einer

Fremdsprache. Interessieren Sie sich für Hinweise zu hilfreicher Software, werden Sie in Klein (2020) und Stock u.a. (2018) fündig. Tipps zu Beratungsangeboten nennen Folz/Brauner (2017) und Hilfen zur Selbststeuerung werden in Klein (2020) angeboten. Letztlich hilft Ihnen nur der Blick ins Inhaltsverzeichnis, das Vorwort sowie die Einleitung, um beurteilen zu können, welche Themen ein Ratgeber abdeckt und ob er auf Ihre Fragen eingeht.

3. Beachten Sie: Das wissenschaftliche Formulieren spielt in der Ratgeberliteratur eine vergleichsweise kleine Rolle. Wollen Sie vor allem Ihren Schreibstil verbessern, sind ausgewiesene Stilratgeber meist besser geeignet als Ratgeber zum wissenschaftlichen Schreiben.

In der Schreibdidaktik fristet das wissenschaftliche Formulieren ein Schattendasein, entsprechend wird es auch in den Ratgebern im Vergleich zu anderen Aspekten des wissenschaftlichen Schreibens (z.B. Themenfindung und Strukturierung) eher randständig behandelt. Meist gibt es ein separates (Unter-)Kapitel zum Formulieren: zu musterhaften (oder auch zu vermeidenden) Ausdrücken und Wendungen, zu Fachwortschatz, Satzbau, präzise und verständlichem Schreiben usw. Hin und wieder werden Hinweise zu Stil und Formulierungsempfehlungen in andere Kapitel integriert, teilweise geschieht dies irreführend: In Scheld (2015) bspw. werden Sie Formulierungshinweise in den Unterkapiteln „Inhaltlich-materielle Regeln und Empfehlungen“ sowie „Formale Regeln und Empfehlungen“ entdecken. Meist beschränken sich die Ausführungen zum wissenschaftlichen Formulieren auf wenige Seiten. Das müssen Sie bedenken, wenn Sie sich mithilfe eines Ratgebers mit dem Wissenschaftsstil befassen möchten. Wissenschaftliches Formulieren – obschon Kern wissenschaftlichen Schreibens – ist nicht per se ein Kerngebiet der Schreibratgeber. Ausnahmen wie der Ratgeber von Lieberknecht/May (2019), der sprachlich-stilistische Aspekte ins Zentrum stellt, bestätigen die Regel.

4. Seien Sie nicht überrascht: Die wissenschaftliche Fundierung der in den Ratgebern vermittelten Inhalte lässt zu wünschen übrig. Empfehlungen werden oft nicht begründet und können gerade auf Schreibnovizen willkürlich wirken.

Alle untersuchten Schreibratgeber thematisieren die Besonderheiten des Wissenschaftsstils (wenn auch meist nicht in der gebotenen Ausführlichkeit), sie führen Positiv- und Negativbeispiele an und geben Empfehlungen; doch nur wenige Schreibratgeber gehen darauf ein, auf welcher (wissenschaftlichen?) Grundlage die Empfehlungen beruhen. Der Ratgeber von Pospiech (2017) bspw. kommt gänzlich ohne Literaturverweise und entsprechend ohne Literaturverzeichnis aus. Dies ist insofern bemerkenswert, da Sie in einem Text, der zum wissenschaftlichen Schreiben anleiten soll, kein einziges Zitat oder einen Hinweis auf verwendete Literatur finden. Woher die „Musterformulierungen“ in Folz/Brauner (2017: 151–159) stammen, bleibt ebenfalls vollständig im Dunklen. Auch in den weiteren Titeln finden sich zwar allerlei Formulierungsempfehlungen und Ratschläge, bspw. zum Umgang mit Nominalstil oder Passiv, zur Vermeidung

von Floskeln und Füllwörtern usw., aber Sie erfahren nicht, worauf diese basieren. Im besten Fall wird darauf hingewiesen, dass der Ratgeber „[a]us den Anforderungen der alltäglichen Universitätspraxis [als Schreibberater*in und Hochschuldozent*in] entstand“ (Rettig 2017: VII). Oft hingegen – das werden Sie feststellen – wird auf andere Ratgeber verwiesen, in denen ähnliche Formulierungsempfehlungen gegeben werden, so dass Sie den Eindruck erhalten können, die Ratgeber würden voneinander abschreiben. Ein Trost: Den meisten Empfehlungen können Sie (trotzdem) unbesorgt Folge leisten, sie sind grundsätzlich sinnvoll.

5. Haben Sie keine zu großen Erwartungen, durch das Lesen von Schreibratgebern wissenschaftliches Schreiben zu lernen: Prozedurales Wissen wie das Schreiben lässt sich nicht mittels Lektüre, sondern nur durch Üben erwerben.

Ratgeber sind kommunikative Einbahnstraßen, d.h. der Autor/die Autorin präsentiert Ihnen als Leser*in die Inhalte, Sie perzipieren und folgen den Anweisungen. Ein konstruktiver Austausch ist in der Regel nicht möglich,



weswegen Ratgeber selbsterklärend und für das Selbststudium konzipiert sein müssen. Die didaktische Aufbereitung ist im besten Fall so gestaltet, dass sich mithilfe des Ratgebers das wissenschaftliche Schreiben erlernen lässt. Doch dies ist nur sehr eingeschränkt möglich, denn die meisten Ratgeber sind allein fürs Lesen konzipiert, also für eine rein passive Rezeption. Neben Erklärungen zum Wissenschaftsstil finden Sie allgemeine oder spezifische Tipps oder Hinweise zum wissenschaftlichen Schreiben, Formulierungshilfen und Redemittellisten sowie kommentierte positive und negative Textbeispiele zur Veranschaulichung. Da sich im Zuge des Lernprozesses allerdings auch negative Beispiele im Gehirn festsetzen, ist die Verwendung von Negativbeispielen kritisch zu sehen – insbesondere dann, wenn wie in Wördenweber (2019: 104) und Scheld (2015: 47–48) nur ein negatives Textbeispiel kommentiert wird und nicht zum Vergleich auch ein *best practice*-Beispiel. Nur wenige Ratgeber wie der von Lieberknecht/May (2019) enthalten Übungen, die Sie als Leser*in aktiv einbinden und zum „Tun“ (konkret: zum Schreiben) anregen. Genau dies wäre aber Voraussetzung. Denn durch die reine Rezeption lässt sich ein prozedurales Wissen nicht erwerben, entsprechend lässt sich auch das wissenschaftliche Schreiben nicht auf diese Weise erlernen. Daraus folgt: Die meisten Ratgeber können Ihnen einen Einblick in die Thematik geben und zur weiteren Auseinandersetzung anregen. Doch die *Fertigkeit* des wissenschaftlichen Schreibens und einen nachhaltigen Lernprozess kann ihre Lektüre nicht auslösen. Denn dies wird durch Übung und Transfer ermöglicht und gesichert (zur Nachhaltigkeit von Lernprozessen vgl. Edelmann/Wittmann (2012: 220–229). Dessen sollten Sie sich bewusst sein. Nutzen Sie also Ratgeber in erster Linie als Anregung und bei Bedarf als Nachschlagewerk. Nutzen Sie darüber hinaus aber vor allem jede Gelegenheit, wissenschaftliche Texte zu lesen, selbst wissenschaftliche Texte zu verfassen und eine individuelle Rückmeldung zu Ihren Texten einzuholen. Universitäre Schreibzentren und Schreibberatungen, die es inzwischen an vielen Universitäten und Fachhochschulen gibt, bieten hierfür gute Ergänzungsangebote zu Ihrem Fachstudium.

Literatur

Schreibratgeber

Disterer, Georg (2019): Studien- und Abschlussarbeiten schreiben. Seminar-, Bachelor- und Masterarbeiten in den Wirtschaftswissenschaften. 8., vollst. überarb. u. erw. Aufl. Berlin, Heidelberg: Gabler.

Folz, Kristina/Brauner, Detlef Jürgen (2017): Studi-SOS Bachelor- und Masterarbeit. Erste Hilfe fürs wissenschaftliche Arbeiten. 2., überarb. u. erw. Aufl. Sternenfels: Verlag Wissenschaft & Praxis (Duncker & Humblot).

Klein, Andrea (2019): Wissenschaftliche Arbeiten schreiben: Praktischer Leitfaden mit über 100 Software-Tipps. 2. Aufl. Frechen: mitp.

Lieberknecht, Agnes/May, Yomb (2019): Wissenschaftlich formulieren: ein Arbeitsbuch. Mit zahlreichen Übungen für Schreibkurse und Selbststudium. Tübingen: Narr Francke Attempto.

Pospiech, Ulrike (2017): Wie schreibt man wissenschaftliche Arbeiten? Berlin: Dudenverlag.

Rettig, Heike (2017): Wissenschaftliche Arbeiten schreiben. Stuttgart: Metzler.

Scheld, Guido A. (2015): Anleitung zur Anfertigung von Praktikums-, Seminar- und Diplomarbeiten sowie Bachelor- und Masterarbeiten. 8. akt. Aufl. Büren: Fachbibliothek Verlag.

Stock, Steffen/Schneider, Patricia/Peper, Elisabeth/Molitor, Eva (2018): Erfolgreich wissenschaftlich arbeiten. Alles, was Studierende wissen sollten. 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl. Berlin: Gabler.

Watzka, Klaus (2019): Anfertigung und Präsentation von Seminar-, Bachelor- und Masterarbeiten. Tipps, Fehlervermeidung, Konzeption von Fragebögen. 6., durchges. Aufl. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Wördenweber, Martin (2019): Leitfaden für wissenschaftliche Arbeiten. Praktikums-, Seminar-, Bachelor- und Masterarbeiten sowie Dissertationen. 2., neu bearb. u. wesentl. erw. Aufl. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Wissenschaftliche Literatur

Brommer, Sarah (ersch. 2021a): Wissenschaftlich formulieren nach Rezept. Was leisten Schreibratgeber? – Eine vergleichende Analyse der Ratgeberliteratur unter Berücksichtigung von Didaktik, Lernforschung und Neuropsychologie. In: Burkhalter/Rieder (Hrsg.), S. 249–273.

Brommer, Sarah (ersch. 2021b): Wer berät wen wozu und auf welcher Grundlage? Zur Kommunikationssituation und wissenschaftlichen Fundierung von Schreibratgebern. In: Burkhalter/Rieder (Hrsg.), S. 103–118.

Burkhalter, Katrin/Rieder, Bernadette (Hrsg.) 2021): Schreibratgeber für die Hochschule. Eine Buchsorte zwischen Wissenschaft und Markt. Frankfurt a. M.: Peter Lang (Wissen – Kompetenz – Text).

Edelmann, Walter/Wittmann, Simone (2012): Lernpsychologie. 7., vollst. überarb. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz.



© privat

Die Autorin

Sarah Brommer ist Professorin für Angewandte Linguistik mit Schwerpunkt Textproduktionsforschung an der Universität Bremen und daneben seit vielen Jahren in der Erwachsenenbildung tätig (s. www.schreibkompetent.de). Nach dem Studium in Freiburg untersuchte sie an der Universität Zürich u.a. den Einfluss des digitalen Schreibens auf das normgebundene Schreiben. Promoviert hat sie zu sprachlichen Mustern in wissenschaftlichen Texten. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Schreibforschung und Schreibdidaktik, Wissenschaftslinguistik, Medienlinguistik, Korpuslinguistik und Grammatik. Mit ihren Arbeiten bewegt sie sich immer wieder an der Schnittstelle Sprachwissenschaft – Sprachdidaktik. Ihr besonderes Interesse gilt dem Erwerb der wissenschaftlichen Textkompetenz und der Lernwirksamkeit von Schreibaufgaben und -formaten.



Promovieren im Tandem

Das Potenzial interdisziplinärer Schreibtandems für die eigene Doktorarbeit

von Viktoria Brendler

Ob Monografie oder kumulative Dissertation – in der Regel entwickelt sich eine Promotion innerhalb einer bestimmten Disziplin. Warum auch die interdisziplinäre Perspektive hilfreich ist, möchte ich in diesem Beitrag anhand von drei Punkten erläutern: (1) verständlich und logisch schreiben, (2) Vorannahmen und Sichtweisen hinterfragen und (3) strukturierter und selbstbewusster arbeiten. Zum Abschluss diskutiere ich auf Basis meiner eigenen Erfahrungen im interdisziplinären Schreibtandem wesentliche Tipps für eine gelungene Zusammenarbeit.

Verständlich und logisch schreiben

Die Zusammenarbeit innerhalb eines festen Tandems hat den Vorteil, dass wir als Autor*innen beim Schreiben lernen, die Perspektive unseres Partners oder unserer Partnerin mitzudenken. Wir schreiben nicht mehr nur für uns selbst, für unsere Prüfer*innen oder in den leeren Raum hinein. Stattdessen haben wir eine konkrete Person vor

Augen, die diesen Text zeitnah lesen wird. Aus dem Monolog wird so ein Dialog und dadurch hinterfragen wir schon während des Schreibens die Verständlichkeit unseres Texts. Habe ich etwas unsauber formuliert? Entstehen an dieser Stelle Missverständnisse? Wenn unser(e) Tandem-Partner*in auch noch fachfremd ist, wird es umso wichtiger, Sachverhalte präzise und nachvollziehbar darzustellen.

Haben wir den Text unserem Tandem-Partner bzw. unserer Tandem-Partnerin vorgelegt, beginnt die zweite Runde: Nun erhalten wir Nachfragen, Kommentare und Eindrücke und können diese gleich gemeinsam diskutieren. Dies betrifft nicht nur die reine Verständlichkeit des Geschriebenen, sondern auch unsere Argumentationslogik: Habe ich am Anfang ein Argument gebracht, dem ich später widerspreche? Werfe ich mitten im Text einen neuen Punkt ein, ohne ihn angemessen in die Argumentation eingeflochten zu haben? Gerade eine unvoreinge-

nommene, fachfremde Perspektive kann hier wertvolle Hinweise liefern.

Neben kritischen Anmerkungen ist im Übrigen auch Lob sehr wertvoll – dies kann uns nicht nur bestärken und motivieren, mit der Arbeit weiterzumachen, sondern auch unseren Schreibprozess effizienter machen. Denn wenn ein Abschnitt bereits gut geschrieben ist und für die Leser*in deutlich wird, was wir damit aussagen wollen, dann können wir uns guten Gewissens dem nächsten Part zuwenden und vergeuden keine wertvolle Zeit mit unnötigen Überarbeitungen. Gerade Perfektionist*innen können im Tandem üben, zu erkennen, wann ein Text gut genug ist.

Neben den Hinweisen, die wir von unserem Gegenüber erhalten, gibt uns auch der Prozess des Lesens die Möglichkeit, das Geschriebene, aber auch unser eigenes Schreib- und Leseverhalten zu reflektieren: Welcher Schreibstil gefällt mir besonders gut? Welche Stellen im Text finde ich überzeugend, warum? Was kann ich vom anderen lernen, was macht er oder sie besonders gut? Im Tandem haben wir die Möglichkeit, uns von verschiedenen Seiten mit der Textproduktion und rezeption auseinanderzusetzen.

Vorannahmen und Sichtweisen hinterfragen

Für eine fachfremde Person ist die Materie in der Regel völlig neu. Dieser Blick von außen kann uns Schreiben dabei helfen, bestehende Vorannahmen zu hinterfragen – seien es Schlüsse, die wir vorschnell gezogen haben oder (veraltete) Sichtweisen, die sich in unserem Forschungsfeld über die Zeit etabliert haben und die wir unbewusst reproduzieren. Zugleich kann uns der interdisziplinäre Austausch dazu anregen, intensiver über die Verortung unserer Arbeit im Feld nachzudenken und ggf. zu hinterfragen, an welche Traditionen wir weshalb anknüpfen wollen.

Es ist daher gerade die Naivität gegenüber dem Forschungsgegenstand, die einen wesentlichen Vorteil der interdisziplinären Tandem-Partnerschaft darstellt. Das betrifft nicht nur die großen Fragen, sondern auch spezielle Probleme, auf die wir im Laufe unserer Forschung stoßen: Im Gespräch mit fachfremden Tandem-Part-

ner*innen können wir lernen, komplexe Sachverhalte auf das Wesentliche zu reduzieren. Dies wiederum eröffnet uns selbst eine neue Perspektive auf den Gegenstand und kann dabei helfen, alternative Lösungsansätze zu erkennen.

Grundsätzlich erlaubt uns der interdisziplinäre Austausch, den Blickwinkel zu weiten, nicht nur in Bezug auf unsere eigene Arbeit, sondern auch indem wir über den disziplinären Tellerrand schauen: Welche Fragen stellen sich Forscher*innen anderer Disziplinen und wie gehen sie dabei vor? Auf diese Weise kann das interdisziplinäre Tandem zu einem besonderen Gesprächsraum werden, in dem unkonventionelle Fragen und neuartige Verknüpfungen aufkommen. Dies fördert unsere Innovationskraft und macht uns zu besseren Forscher*innen.

Strukturierter und selbstbewusster arbeiten

Ich möchte nun zu einem Punkt kommen, den ich Feedback-Kaskade nenne. Die Idee dahinter ist, zu unterschiedlichen Phasen eines Schreibprojekts Feedback auf unterschiedlichen Ebenen einzuholen und diesen Prozess strategisch in den eigenen Arbeitsablauf einzuplanen. Nehmen wir als Beispiel ein Konferenzpapier auf Basis der Dissertation. Eine vierstufige Feedback-Kaskade könnte so aussehen:

1. Erstes Tandem-Treffen: Diskussion eines groben Textentwurfs, erste Überarbeitung,
2. Feedback der Doktoreltern: inhaltlich vertiefte Diskussion, zweite Überarbeitung,
3. Zweites Tandem-Treffen: engmaschige Korrektur mit Blick auf die Struktur und sprachliche Formulierungen, letzter Feinschliff,
4. Einreichung des Konferenzpapiers.

Wenn Doktorand*innen ein Tandem auf diese Weise einsetzen, können sie mehrfach profitieren: Erstens kann das Tandem als Feedback-Raum für diejenigen Dinge genutzt werden, die sonst keinen Platz finden. In manchen Fällen ist es beispielsweise sinnvoll, die begrenzte Gesprächszeit mit den Doktoreltern oder im Lehrstuhlkolloquium für bereits ausgereifere Texte und den intensiven fachlichen Austausch zu nutzen. Im Tandem ist dagegen prinzipiell alles erlaubt – vom ersten Stichpunktzettel bis



© pixabay 2021, Foto: Jill Wellington

zur feingliedrigen Überarbeitung des Satzbaus. Zweitens bietet die oben dargestellte Feedback-Kaskade eine Reihe möglicher Meilensteine bzw. Deadlines, an denen sich die eigene Arbeit ausrichten lässt. Dies strukturiert den eigenen Schreibprozess und schafft zwischendurch immer wieder neue Motivationspunkte. Drittens bietet das Tandem-Format die Möglichkeit, sich an das Präsentieren eigener Ideen und Texte heranzutasten. Gerade in der Anfangsphase einer Promotion kann es mitunter herausfordernd sein, seinen Prüfer*innen gegenüberzusitzen oder sich in der Fachcommunity zu behaupten. Die Tandem-Beziehung kann dagegen ein sicherer Ort sein, um sich auszutesten und den eigenen Umgang mit Feedback auszuloten. Insofern kann die Tandem-Beziehung Nachwuchswissenschaftler*innen auf den Forschungsalltag vorbereiten und sie darin schulen, selbstbewusst mit Kritik umzugehen.

Tipps für die Zusammenarbeit

1. *Wo finde ich eine(n) Tandempartner*in?* Zunächst sind Einrichtungen für Promovierende an der jeweiligen Universität eine gute Anlaufstelle. Vielleicht gibt es hier bereits ein geeignetes Programm, an dem man teilnehmen kann. Ebenso kann man selbst dazu anregen, ein

Tandem-Programm auf die Beine zu stellen. Alternativ ist auch die direkte Vernetzung untereinander möglich, sprich: einfach mal unter den Kolleg*innen oder Kommiliton*innen fragen, wer dazu Lust hätte.

2. *Welche Fachrichtung sollte mein(e) Partner*in haben?* Hier empfiehlt sich ein Mittelweg: Sind die Fachrichtungen allzu weit voneinander entfernt, kann es sein, dass zu viel Zeit und Energie für die Grundlagenverständigung benötigt wird. Andererseits sollten die Disziplinen doch weit genug voneinander entfernt sein, um den oben angesprochenen Perspektivwechsel zu ermöglichen. Am besten lässt sich in einem unverbindlichen Vorgespräch klären, welches Vorwissen besteht und ob grundsätzlich die Bereitschaft vorhanden ist, sich mit dem jeweils anderen Thema zu beschäftigen.

3. *Was ist bei der Organisation des Tandems zu beachten?* Zu Beginn der Tandem-Beziehung sollten klare Regeln formuliert werden, sprich: Wie oft wollen wir uns treffen? Wo und wie lange wollen wir uns treffen? Bis wann sollen die Texte zugeschickt werden? Wie lang sollten die Texte jeweils sein? Wie gehen wir vor, wenn ein Termin ausfallen muss? Was sind unsere Feedback-Regeln (z.B. erst

Lob, dann Kritik)? Auch die Laufzeit des Tandems sollte vorab geklärt werden. Wichtig für die Zusammenarbeit ist in jedem Fall eine offene Kommunikation über gegenseitige Erwartungen und Vorstellungen.

4. In welcher Promotionsphase ist ein Schreibtandem sinnvoll? Grundsätzlich ist ein Schreibtandem in jeder Phase der Promotion sinnvoll. Wichtig ist dabei, dass die Erwartungen an das Tandem vorab geklärt werden und beide Seiten bereit sind, diese Verpflichtung für eine gewisse Dauer einzugehen (Test- oder Schnupperphasen sind zunächst auch möglich). Für Konstellationen, in denen die Doktorand*innen unterschiedlich weit fortgeschritten sind, gilt ebenfalls, dass Erwartungen vorab klar kommuniziert werden. So kann z. B. vereinbart werden, dass die Doktorand*in, die sich in der Anfangsphase befindet, zunächst nur Thesenpapiere formuliert. Ebenso sollte geklärt werden, wie es weitergeht, wenn eine*r von beiden die Dissertation abgegeben hat.

Danksagung

Ganz herzlich möchte ich mich bei Dr. Andju Giehl und Hanna Wüller sowie beim Zentrum für Promovierende und Postdocs (ZePrOs) an der Universität Osnabrück für die Organisation des Workshops „Seite an Seite – Seite für Seite – Kollegiale Schreibbegleitung in allen Phasen des Promotionsprojektes“ bedanken. Mein besonderer Dank gilt überdies meiner Tandempartnerin Hannah Erk, die mich in der Abschlussphase meiner Dissertation begleitet hat und deren Feedback und Motivation für mich eine große Hilfe war.

Weiterführende Literatur

Bolker, Joan (1998): *Writing Your Dissertation in Fifteen Minutes a Day. A Guide to Starting, Revising, and Finishing Your Doctoral Thesis*. New York: Henry Holt & Co.

Fröhlich, Melanie/Henkel, Christiane/Surmann, Anna (2017): *Zusammen schreibt man weniger allein. (Gruppen-)Schreibprojekte gemeinsam meistern*. Opladen/Toronto: Barbara Budrich.

Wolfsberger, Judith (2016): *Frei geschrieben. Mut, Freiheit und Strategie für wissenschaftliche Abschlussarbeiten*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag.



© privat

Die Autorin

Viktoria Brendler ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachgebiet Politisches System der BRD im Kontext europäischer Mehrebenenpolitik der Universität Osnabrück. Ihr Forschungsschwerpunkt ist die europäische und mitgliedstaatliche Energiepolitik. Derzeit untersucht sie im Rahmen des Forschungsprojekts „Zusammenhalt durch Beteiligung? Infrastrukturplanung in Deutschland“ am Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt (FGZ) Beteiligungsverfahren beim Stromnetzausbau.



Ein kleiner Schritt

Vorangehen zählt sich doppelt aus

von Andrea Klein

Darwin, Australien, die letzte Station meiner mehrwöchigen Rundreise durch den Osten des Landes. Mein Studium ist seit einem halben Jahr abgeschlossen. Wie es nach der Reise weitergeht, weiß ich noch nicht genau. Auf meiner Liste für die letzten Tage in Down Under steht: ein Tandem-Fallschirmsprung. Im Nachhinein kann ich gar nicht mehr so genau sagen, was mich daran reizte und wieso ich unbedingt in mehreren Tausend Metern Höhe aus einem Flugzeug steigen wollte. Ich schätze, in diesen Tagen in Australien ging es darum, mich zu überwinden und etwas zu tun, obwohl es mir ein wenig Angst bereitete. Ich buchte und absolvierte den Sprung, der so schnell vorbei war, dass ich ihn gar nicht richtig genießen konnte. Eigentlich zehrte ich später mehr davon, als dass ich an dem Tag selbst viel davon hatte. Der kleine Schritt aus dem Flugzeug entfaltete seine Wirkung zeitversetzt, und vielfach.

Eine Nummer zu groß?

Auch in beruflichen Fragen hat sich für mich dieses Prinzip als wertvoll erwiesen: Ich mache etwas, das mir ein wenig Angst bereitet, und verlasse absichtlich die mir vertraute, stabile Basis. Ich traue mir etwas zu, das eine Nummer größer ist als sonst. Etwas, wofür ich mich in dem Moment noch gar nicht richtig bereit fühle. Das kann im Kleinen beispielsweise die Zusage für einen Vortrag in ein paar Wochen sein, dessen Thema ich in dem Moment noch nicht genug überblicke und von dem ich nicht weiß, ob ich die Erwartungen des Publikums oder der Auftraggeber erfüllen werde.

Dieses Verlassen der stabilen Basis betrifft oft zwei bestimmte Aspekte, das Sichtbar-Sein und das Gehen des eigenen Weges. Bei mir traf beides zusammen, als ich aus einem inneren Bedürfnis heraus im Jahr 2015 meinen Blog www.wissenschaftliches-arbeiten-lehren.de startete. Ich wollte diese Idee unbedingt umsetzen, um Anre-

gungen für eine sinnvolle Gestaltung der Lehre auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Arbeitens zu veröffentlichen. Hatte ich alles, was es für ein solches Vorhaben brauchte? War ich auf die möglichen Folgen vorbereitet? Zweimal „Nein“, laut und deutlich. Als der Blog dann endlich online stand und für alle Welt zu lesen war, bedeutete das: Ich gehe heraus aus der Unsichtbarkeit und Anonymität. Ich bin nicht mehr nur eine Dozentin von vielen, die allenfalls auf der Webseite ihres Arbeitgebers gelistet ist. Ich hatte einen Blog und wollte natürlich, dass möglichst viele Interessierte ihn lesen. Ich war gezwungen, eine Position einzunehmen und zu sagen, wofür ich stehe (und sie im Lauf der Zeit zu schärfen, denn statisch ist das nicht). Ich fühlte mich angreifbar und musste das aushalten.

Die Erfahrung, die ich machte, war positiv: Ich fand Gleichgesinnte, ich bekam Zuspruch. Resonanz – Menschen schwangen mit dem mit, was ich schrieb. Sie fanden gut, wofür ich stand und wie mich entwickelte. Der Blog führte direkt zu einem Buchvertrag und indirekt zu einem weiteren, er führte zu vielen Begegnungen und zu einer Art von Austausch, die ich sonst nicht bekommen hätte. Ähnlich erging es mir mit meinem Online-Kongress [Studienfeuer](#), den ich im Jahr 2019 aus dem Nichts aufbaute und mit dem ich wiederum auf Resonanz stieß.

Muss nun jeder einen Blog betreiben oder einen Kongress auf die Beine stellen? Natürlich nicht. Es geht um die Erkenntnisse auf der Meta-Ebene: Wenn ich mich sichtbar mache und zeige, wofür ich stehe, gehe ich ein Risiko ein – und kann belohnt werden. Von meinen Erfahrungen mit dem Blog und dem Kongress profitiere ich sehr. Und selbst wenn es anders gekommen wäre und die Ideen gefloppt wären, hätte ich viel gelernt.

Der Fall Fabian

Im Laufe der letzten Jahre haben mich mehrere Personen (aus meiner Perspektive teilweise aus heiterem Himmel!) als ihre Mentorin bezeichnet. Immer waren das Menschen, mit denen ich einige lange, vertraute Gespräche geführt habe. Meist ging es um Entscheidungen, die bei ihnen gerade anstanden, oder ganz allgemein um Entwicklungsmöglichkeiten. In diesen Gesprächen habe ich oft einfach nur Fragen gestellt, manchmal aber auch von

eigenen Erfahrungen erzählt. Aber damit habe ich offensichtlich in meinem Gegenüber etwas ausgelöst. Alle konnten meist wenig später ihren ersten kleinen Schritt machen (und danach viele weitere mehr).

Im Folgenden will ich von der Entwicklung einer Person berichten, die mich gezielt als Mentorin angefragt hatte:

Ein Mann Mitte zwanzig, nennen wir ihn Fabian. Ich lernte ihn vor einigen Jahren in einem hochschuldidaktischen Workshop kennen, den ich durchführte. Von den anderen Teilnehmenden unterschied er sich: Er war deutlich jünger als die anderen. Zudem brachte er ein großes Talent für Lehre mit. Letzteres zeigte sich vor allem in einem Reflexionstext, den er nach Abschluss des Workshops einreichte. Denn im Plenum verhielt er sich still. Wie sich später herausstellte, hatte ihn der Erfahrungsvorsprung der anderen eingeschüchtert. Auch dass er als Erster in seiner Familie studierte, trug sicher einen guten Teil zu seiner Unsicherheit bei. Im akademischen Umfeld war er noch nicht zu hundert Prozent angekommen, er fühlte sich nicht zugehörig.

Unsere Wege kreuzten sich in den Monaten nach dem Workshop noch einige Male. Irgendwann fragte Fabian mich, ob ich mir vorstellen könne, seine Mentorin zu sein. Für ihn war das ein großer Schritt, der ihn Überwindung kostete. Mein Ja kam schnell, auch die Details waren schnell geklärt, und wir trafen uns kurze Zeit nach der Anfrage in einem Café für ein erstes Gespräch. Darin ging es zunächst einmal um die Selbstorganisation in seinem Job als studentische Hilfskraft und später als wissenschaftlicher Mitarbeiter, aber auch um Fragen des Sich-Trauens. Was „darf“ man als Masterand auf einer Konferenz? Wie networkt man, wenn man (in der eigenen Wahrnehmung) „noch nichts vorzuweisen hat“?

Danach haben wir weitere Gespräche geführt, mittlerweile steckt Fabian mitten in seiner Promotion. Für diesen Artikel habe ich ihn gebeten, mir mitzuteilen, wozu ich ihn damals ermutigt habe und was er sich getraut hat, das ohne das Mentoring schwerer gefallen wäre. Hier seine Antwort:



„Ich denke, ohne Deine Zusage zum Mentoring und unsere Gespräche wäre ich nie so gut in den PhD gestartet und hätte mich lange Zeit noch mit Zweifeln an meiner Eignung für den wissenschaftlichen Weg beschäftigt. Durch Deine Erfahrungsberichte und den Blick von außen fiel es mir viel leichter, direkt die drei für mich wichtigen Präsentationen anzugehen und zu meistern. Konkret ist ja auch der Schlagabtausch mit den ‚alten Meistern‘ bei der Tagung aus Deiner guten Idee gewachsen, mal mit einer intelligenten Frage an der Tagung auf sich aufmerksam zu machen... Rückblickend hattest Du wirklich mit vielen Deiner positiven Einschätzungen ganz und gar recht. Danke! 😊“

Fabian ist sichtbar geworden und hat außerdem die ersten Schritte seines (eigenen) Weges beschritten, auch gegen Unverständnis und sogar Widerstände aus dem eigenen Umfeld. Wie hätte ich ihm als Mentorin helfen

können, wenn ich selbst nie erfahren hätte, wie es ist, sichtbar zu sein und Widerstände auszuhalten? Wie hätte ich ihn – bildlich gesprochen – dazu ermutigen können, einen Fallschirmsprung zu wagen, wenn ich selbst damals in Australien auf dem Boden geblieben wäre?

Fliegen im Doppeldecker

Das Potenzial in einem anderen Menschen zu entdecken, ist nur der Anfang. Um es gemeinsam zu entwickeln, braucht es allerdings mehr. Dabei wirkt eine Art „Doppeldecker“: Wer selbst die Erfahrung gemacht hat, dass dieses Sich-Trauen und Sich-Herauswagen etwas Gutes bringen kann, vermag anderen besser dabei zu helfen, die eigenen Schritte zu gehen. Diese Schritte können auf gänzlich anderen Gebieten stattfinden. Es geht einzig und allein darum, ein glaubwürdiges Vorbild für von innen kommende Veränderungen zu sein.

Gemäß Banduras Konzept der Selbstwirksamkeit helfen uns nicht nur eigene Erfolgserlebnisse, sondern auch das Vorhandensein von Vorbildern, das Vertrauen aufzubauen, dass wir mit unserem Handeln etwas bewirken können. Wenn Sie also bei anderen Personen (z. B. bei Studierenden) eine Veränderung bewirken möchten, sollten Sie ihnen Erfolgserlebnisse ermöglichen und einen Zugang zu Vorbildern schaffen – oder am besten gleich selbst als Vorbild dienen. Es hilft, wenn das Vorbild der Person möglichst stark ähnelt, die sich verändern möchte. Nachvollziehbar ist auch, dass verbale Ermutigung der Selbstwirksamkeitserwartung zuträglich ist. Bestärken Sie Ihr Gegenüber und ermutigen Sie sie zu ersten Schritten, aus denen mit hoher Wahrscheinlichkeit Erfolgserlebnisse resultieren.

Aus einer anderen Perspektive, nämlich jener von Decis und Ryans Selbstbestimmungstheorie, lernen wir etwas über Motivation (im Wortsinn die Summe der „Beweg-Gründe“). Ein Grundbedürfnis des Menschen ist das Kompetenzerleben, sprich: gelungene Erfahrungen zu sammeln, die auf das eigene Handeln zurückzuführen sind. Das war übrigens ein Grund dafür, dass ich kurz nach meinem Fallschirmsprung das Gleitschirmfliegen erlernt habe. Da musste ich selbst etwas tun, anstatt mich nur an jemand anders zu schnallen und dann fallen zu lassen. Diese Art des Fliegens konnte ich vor dem Flug bei

der Planung, während des Flugs und danach genießen. Das zweite Bedürfnis ist das nach Autonomie. Die Person, die sich entwickeln möchte, benötigt Wahlfreiheit. Sie sollten ihr Raum für eigene Entscheidungen zugestehen – auch wenn Sie (vermeintlich!) noch so gut wissen, welcher Weg der vielversprechendere ist. Aus dem dritten Bedürfnis, dem nach sozialer Eingebundenheit, lässt sich ableiten, dass bedeutsame Veränderungen eher stattfinden, wenn das Umfeld stimmt. Stellen Sie für die Person Kontakt zu Gleichgesinnten her, öffnen Sie Ihr Netzwerk, kurz: machen Sie menschliche Verbindung möglich.

Fliegen lernen

Und nun zu Ihnen selbst: Was könnte Ihr erster Schritt sein? Wo trauen Sie sich, sichtbar zu werden und Ihren eigenen Weg zu gehen? Ist es ein Wortbeitrag zu einer kontroversen Frage während des nächsten Team-Meetings? Ist es ein Social-Media-Post zu einem Herzensthema? Ist es vielleicht ein Beitrag zu meinem Online-Kongress Studienfeuer? Gehen Sie voran – für sich selbst und für Andere!

Zum Weiterlesen

Bandura, Albert (2012): *Self-efficacy: The exercise of control*. New York: W. H. Freeman.

Deci, Edward L./Ryan, Richard M. (2000): The „What“ and „Why“ of Goal Pursuits: Human Needs and the Self-Determination of Behavior. *Psychological Inquiry*, 11(4), 227–268.

Dweck, Carol (2008): *Mindset: The new psychology of success*. New York: Ballantine Books.

Wahl, Diethelm (2013): *Lernumgebungen erfolgreich gestalten: Vom trägen Wissen zum kompetenten Handeln*. 3. Auflage. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.



© privat

Die Autorin

Dr. Andrea Klein – Dozentin, Coach und Autorin – lehrt seit vielen Jahren an Universitäten, Fachhochschulen und Berufsakademien die Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens. Im Jahr 2019 hat sie den Online-Kongress „Studienfeuer“ ins Leben gerufen (www.studienfeuer.de). In hochschuldidaktischen Workshops teilt Andrea Klein ihre Erfahrungen mit Dozierenden und entwickelt mit ihnen Herangehensweisen für die Lehre sowie für die Betreuung und Begutachtung studentischer Arbeiten. Ihr Fach-Blog „Wissenschaftliches Arbeiten lehren“ (www.wissenschaftliches-arbeiten-lehren.de) richtet sich ebenfalls an Dozierende.

Comedy Cares to Think Trauma

Log in

by Ninette Rothmüller

This article is purposefully published bare of supplementary ready-made visuals in order to stimulate readers' creative capacity to provide their own images as they read. In this sense, the request made in this article to "readjust your phantasy level" is a request that includes the reader.

This essay is the first one of a triad to be published subsequently. All essays link autoethnographical "assemblage" (Denshire and Lee 2013) and anecdotal comedy as a means of developing socially critical questions from the 'place' of self-reflective humor. I use assemblage to free "boundaries between the individual and the social" (ibid., 221) and highlight the political relevance of intimate stories as tools for critical social inquiry.

This essay focuses on trauma and draws from my bi-national family's experience with long-term separation across borders, before and during COVID-19. It applies notions of post-digitality and investigates changing relationships with technologies through a concern with being human. In doing so, I study how three generations engage trauma in the digital, surveilled, and Skype-blue playroom in which my daughter and my parents play. As they do so, neither one of them acknowledges the presence of a screen between them. My essays will address the challenges and opportunities this attitude creates.

At the time of writing, decisions shaping my life, such as whether I will be granted the right to remain with my child, are out of my control. That's everything *but* funny. However, with seemingly loose fragments of my life's story, writing comedy establishes a narrative that is simultaneously safe, serious, and hilarious. I hope you laugh. Why? Because laughter relates us. It "can enact, disrupt, and reconfigure different relationships between bodies and space" (Emmerson 2017, 2082). If you laugh about me, you acknowledge that both of us exist. That counts. Moreover, laughter's openness to interpretation provides opportunities for people to define and relate within spaces, and this includes (virtually) bordered spaces. In its invitation to relate, humor transcends individual bodies and occurs across time (as in: you laugh long af-

ter my mother remembers why she did) and across space (Ahmed 2004). Thus, laughing radiates out and 'through' space and time. This is not to say that laughter and atmospheres it creates feel the same for all. Instead, as Ahmed (2007) emphasizes "what we may feel depends on the angle of our arrival" (125). I do not know your 'angle of arrival', but I invite you to laugh about our family as we gather from a place of forced separation, in need of comedy's safety. As a means of retroactive self-censorship, comedy allows us to say, 'Oh, we didn't mean that!'

In response to the COVID-19 outbreak, Petar Jandrić (2020) called for academics to open "up as many 'reality tunnels' as reasonably possible" and I would add, to risk public scholarship and exposure (2). Telling my family's story risks exposure. It is the most ethically sound account I can offer and it serves as a 'reality tunnel'. The method of channeling employs autoethnography, "a research method in which the researcher's personal experiences form both the starting point and the central material of study" (Uotinen 2011, 1308).

Set the sails – meet the crew

As I write this in 2020, my daughter's school started teaching remotely and I am an IT deck cadet on my seven-year old's distance-learning vessel. We have no idea who the skipper is and we don't know where the trip is going, but the sea is rough and we seem to be caught amidst the Islands of Questions (Mama, what's dragging?).

Since the outbreak of COVID-19 my daughter and her Oma¹ and Opa² frequently play in their digital Skype-blue room, focusing on running a children's hospital together. In their play Opa plays a 3-year-old boy named Max. The only thing Max is good at is nonsense. (He reminds my mother and me of Opa, but that's another story altogether.) Max is loud, likes to dig for boogers, and gets my daughter from tears to giggles in a second. Oma simultaneously plays a nurse and a doctor.

1 Oma is the informal name for grandmother in German.

2 Opa is the informal name for grandfather in German.

Lately, the children's hospital also admits dogs – a dangerous policy! At age three, Oma watched her aunt be attacked by a German Shepherd, so she is severely phobic of all dogs. Any! Growing up, going for family walks in the countryside we adhered to a strict choreography: when an unleashed dog trotted towards us, we elegantly formed a close circle around my mother, effortlessly continued walking, never stumbling over each other's feet, thereby swiftly passing my mother's enemy. Of course, to form a protective circle around those feeling threatened is not a choreography that my family owns. Feel free to use it on the streets. Unfortunately, I am certain that opportunities for its use will arise. And no, understanding why someone is afraid is not a prerequisite to performing this choreography. Simply sensing that someone *is* afraid is reason enough to offer protection, if you ask me.

On our family outings, if the monster, wagging its tail, approached our circle and threatened the continuous performance, I was designated to execute a default setting: to shoot out, throw myself in front of the monster, hug its neck, pat its fur, and whisper dog words into its ears until its owner approached and shared, "The dog only wants to play." Now there's that. However, playing is easier without trauma than it is with trauma. By the way, this is an important thing to remember when playing together: never put my mother onto a team with a dog. What for? Just to see sweat pearls on her forehead? There are better ways to play. Exposing people to their trauma is not the playing that I mean. Let me explain to you what I mean and tell you what happened with my daughter and Max.

Stay put when shit hits the fan

My daughter – a fearless lover of animals – recently found her toy dogs again. Shortly after, she announced to Oma (aka, Dr. Schnuller and nurse Schnupfi) that as of now, the hospital would also admit dogs. Exclamation mark. It was not a question. It was an order provided by the local seven-year-old – and thus an order of the highest rank. I, of course, do not know when you last received an order given by a seven-year-old, but unless you really want to waste your time, I recommend that you just suck it up. An order is an order, so don't even dare to ask why on earth a children's hospital would admit dogs. Logic as adults know it is a lazy concept to start with, and it certainly

won't make you win any points towards a candy with a seven-year-old. Instead, roll with it. At my daughter's announcement, Oma's eyes widened. (Remember, she won't admit the presence of the screen.) Now, the screen could be a protective knightess' shield, with dogs on one side of the shield and her on the other, conveniently protected. But no. One of Oma's main features is that she doesn't make any compromises. Neither does my daughter. I just haven't figured out how that works when they play together. And God knows I have tried. If I could understand their secret, I could save the world – let's have fun together, no one needs to make any compromises, and no one gets hurt. Shall we?

"Yeah," my housemate grins, as I tell her of Oma's problem, "now shit hits the fan." She is rubbing the palms of her hands in happy anticipation. My housemate loves good entertainment. Before the COVID-19 outbreak she would go to concerts almost every night. Now that she is homebound, we are honored to have become her favorite entertainment. Knowing that my housemate is used to high quality entertainment, the pressure is on. Or said differently, we are responsible for my housemate's wellbeing. Yes, I know, that being responsible for each other's wellbeing is an essential condition of any humanistic society. It's just that between looking for coins for the launderette and cursing the mechanic at the car garage while calling your child's school to confess that you will be late for pick-up (when really, it isn't your fault), it's easy to forget the responsibility you have for each other's wellbeing. And frankly, isn't clean laundry just a smidge more important?

"What's Oma gonna do now?" my housemate asks. I sigh, "These are toy dogs," I explain with a 'gettit for dummies' voice. "No, they are not," my housemate affirms. "If the screen isn't a screen, these dogs ain't toy dogs! You need to readjust your phantasy level." She continues, "You are on level zero and will soon be hit by reality. That's the end of the game." Well yes, I have to agree that being hit by reality is the end of the game, for most people that is. In my daughter's room, I hear Oma shout, "See!"

How did I end up here, I wonder? I realize that, while my daughter and my mother play the same game, it exposes

my mother's fears in ways that differ from my daughter's. Whether ingrained in individual memory, or in the inter-generational memory of communities, past experiences matter to how we can play together. Let's just acknowledge that, shall we? I know it's common knowledge; except that it appears to me that it is not always instantly available. But then again, who am I to judge?

I enter my daughter's room, doubting that any IT troubleshooting I could provide can help. But my daughter and Oma have paused, as Oma instructs Opa/Max how to cut peppers and set the dinner table, so she can continue playing. Opa looks at his hands, looks at my mother, and looks at his hands again. My daughter watches him. Finally, falling into a lake of silence she drops her words, "Max," she says in a slow still-thinking-about-it-all way, "you are really good with dogs, aren't you?" My father nods enthusiastically: yes! Is his granddaughter just paving him a path out of making dinner? Whatever it takes, he will do it, as long as it does not involve cutting peppers and setting tables. Don't go there, the feminist inside of me thinks, as I watch my daughter's facial expression changing to delight. Don't you dare provide Opa with an excuse not help in the kitchen! For crying out loud, what's wrong with this generation of men? Opa is seventy years old and pretends to not know how to cut peppers. Really? (But again, that's a different story and it isn't that I don't pretend to not know how to do things, that I well know how to do.)

My responsibility in this game is solely tech support, and I fear that my daughter's antifeminist behavior can't be switched by technological means. I bite my lips and hear her say, "Max, Dr. Schnuller is afraid of dogs. He can't drive with the ambulance to the next patient. The next patient is a dog." "Ah," Opa sighs with relief. Changing his voice to Max's shrill timbre, he shouts knightly, "I can do it. I want to do it. Let me do it. I am saving Dr. Schnuller!" (Hear the galloping horse approaching?) He and my daughter giggle and Oma withdraws, relieved, to the kitchen to face the dangers of cutting peppers. Finally – I am a slow person, you know – the scales fall from my eyes. Had my daughter just killed two birds with one stone? Had she just saved Oma from having to face a trauma that is almost as old as she is? And had she just invented a new

feature for Max, so that he could finally, save the day (and actually save Oma)? Oma still has to retreat to the kitchen to cut the peppers and be saved. Can we put our feminist concerns aside, just for a split second? There we go! My daughter's solution was diplomatic and, at the end of the day, promised much more soundness than pushing Oma to do something she fears.

My housemate cracks up laughing, as I tell her what happened. As if holding cheerleaders' pom poms in her hands, she throws her arms into the air shouting, "Go, Max, go!" There you go, everyone is saved: Oma, Opa, my daughter's storyline, this essay and my housemate's entertainment. Later, when I ask my daughter how she came up with this idea, she tells me. "Easy. I know Max."

Yes, of course. I had almost forgotten. Knowing each other is a key feature of caring for each other's trauma. However, getting to know each other can be dangerous. Which brings us back to the interpersonal conditions of playing. My daughter understood that there was likely only one way to deal with Max: just love him. He won't go away just because you close your eyes!

COVID-19 won't go away just because we write another scholarly essay in the area of our expertise. Leave your house, go ponder. If you must, ponder carefully, so as not to walk into any traps. I promise: they are out there. In the case of our family, we adults all know that we are using a medium that records and subsequently owns all of our streamed footage. As this is so, even Max had to, upon my request, learn how to conduct self-censorship and learn how to discipline himself while playing together. Why did I request this of Max? Because, I am scared. That is why I am the technician.

Postscript

Today, I found my daughter kneeling over paper. She drew detailed, colorful pictures in numbered squares. "Oh," I asked, "are you making a comic?" "No," she replies, "I am making a 'how-to thing' for Opa." Ah, yes, I think, if you ask me, Opa needs quite a few detailed 'how-to things'. I ask her, "what does this how-to thing do?" I know my daughter; she doesn't waste her time creating things that don't do something. "It teaches Opa how to cut peppers,"

she replies, with a fat grin on her face, as fat as the Cheshire Cat's grin in Alice in Wonderland. YES, Opa! Through the mirror you must go, face new adventures, cut peppers for your wife. "That's a good idea," I tell her, proud of my feminist daughter. How could I have thought she would just let that one go – Opa not nourishing Oma. No way! "I am not using words for the 'how-to thing,'" my daughter continues to explain: "In case, Opa is Max when he looks at this." Ah, yes, lock the back door tightly, no sneaking out of the back door, Opa! And no sneaking out of the back door, any of us. As the intersectional virus that COVID-19 is pushes inequalities and inabilities into hypervisibility, it is our responsibility to care about that. All for all. I will see you after the intermission in the next edition. Don't leave before it's over!

I am deeply grateful to my parents and my daughter. I extend my gratitude to Rebecca Taylor for copyediting this article.

Bibliography

Ahmed, Sara (2004): The Cultural Politics of Emotion. Edinburgh, Scotland: Edinburgh University Press.

Ahmed, Sara (2007): Multiculturalism and the promise of happiness. *New Formations* 63: 121–137.

Denshire, Sally/Lee, Alison (2013): Conceptualizing Autoethnography as Assemblage: Accounts of Occupational Therapy Practice. *International Journal of Qualitative Methods* 12 (1): 221–236.

Emmerson, Phil (2017): Thinking Laughter beyond Humour: Atmospheric Refrains and Ethical Indeterminacies in Spaces of Care. *Environment and Planning A: Economy and Space* 49 (9): 2082–98, <https://doi.org/10.1177/0308518X17717724>.

Jandrić, Petar (2020): Postdigital Research in the Time of Covid-19. *Postdigital Science and Education* 2, 233–238, <https://doi.org/10.1007/s42438-020-00113-8>.

Uotinen, Johanna (2011): Senses, Bodily Knowledge, and Autoethnography: Unbeknown Knowledge From an ICU Experience. *Qualitative Health Research* 21 (10): 1307–1315, <https://doi.org/10.1177/1049732311413908>.



© Fraser Stables

The author

Dr. Phil. Ninette Rothmüller is currently based at the Orfalea Center for Global and International Studies at the University of California in Santa Barbara, USA. With a background in Cultural Studies, Social Work and Arts, her work is concerned with who humans are to, and with, each other under various circumstances, such as severe crises. Her work applies a gender perspective to the thematic areas of trauma, fear, and social solidarity.



Effektstärkemaße

von Daniela Keller

Effektstärkemaße gewinnen für die statistische Analyse immer mehr an Bedeutung und werden zurecht immer öfter von Journals, Reviewer*innen und Betreuer*innen in der Ergebnisdarstellung wissenschaftlicher Arbeiten gefordert.

Auch ich plädiere in meinen Kursen und meinen Beratungen dafür, unbedingt auch mit Effektstärkemaßen zu arbeiten. Warum ich das tue und wie auch Sie Effektstärkemaße einsetzen können, möchte ich Ihnen in diesem Artikel zeigen.

Besser als der p-Wert

Effektstärkemaße sind deskriptive Kennzahlen, die Sie aus Ihren Daten heraus berechnen. Genauso wie die Signifikanztests oder andere deskriptive Methoden hängt die Wahl des passenden Kennwerts unter anderem vom Studiendesign und den Variablentypen ab. Welches Effektstärkemaß wann passt, erfahren Sie am Ende dieses Artikels.

Mit Hilfe von Effektstärkemaßen beschreiben Sie die Stärke (und manchmal auch die Richtung) Ihres unter-

suchten Effekts. Dabei kann es sich um eine Wirkung, einen Gruppenunterschied oder auch um einen Zusammenhang handeln. Der Betrag des Effektstärkemaßes zeigt Ihnen, ob der untersuchte Effekt ein – statistisch gesehen – großer, mittlerer oder schwacher Effekt ist. Und das unabhängig davon, ob er signifikant ist oder nicht.

Das macht den großen Vorteil der Effektstärke gegenüber der Signifikanz (p-Wert) aus: Die Effektstärke beschreibt den Effekt und ist nicht beeinflusst durch die Größe der Stichprobe. Beim p-Wert, den Sie als Ergebnis von Signifikanztests bekommen, sieht das ganz anders aus. Der p-Wert hängt sehr stark von der Fallzahl ab. Ist die Fallzahl groß, so wird es leichter, einen signifikanten p-Wert zu erhalten. Bei kleiner Fallzahl wird der p-Wert seltener signifikant.

So wird die Effektstärke häufig genutzt, wenn ein inhaltlich relevanter Effekt (z. B. ein inhaltlich bedeutsamer Unterschied in den Mittelwerten) beobachtet wird, der aber aufgrund einer kleinen Stichprobe nicht signifikant wird. In dieser Situation ist es dann, falls das Effektstärkemaß einen starken Effekt zeigt, legitim zu schreiben, dass es

sich um einen starken Effekt handelt, der allerdings nicht als signifikant nachgewiesen werden konnte.

Auf der anderen Seite kann es bei sehr großen Stichproben auch passieren, dass man minimale Effekte als signifikant nachweist. Auch dann ist es hilfreich zu schreiben: „Der Effekt wurde zwar signifikant, ist aber ein sehr kleiner Effekt und inhaltlich nicht bedeutsam.“

Das Effektstärkemaß kann also den Nachteil der Signifikanztests ausbügeln und ergänzt die Ergebnisdarstellung sowohl für die Autorin und den Autor als auch für die Leser*innen in hilfreicher Weise.

Vergleichbar und leicht zu interpretieren

Ein weiterer Vorteil der Effektstärkemaße ist, dass es sich um standardisierte Maße handelt. So können Sie sie zwischen Ihren eigenen Analysen oder mit anderen Studien vergleichen. Außerdem lassen sich die unterschiedlichen Effektstärkemaße über einfache Formeln oder Online-Rechner ineinander umrechnen. So können Sie direkt se-

hen, ob bei Ihrer Analyse ein stärkerer oder schwächerer Effekt als in einer Vergleichsarbeit aufgetreten ist.

Zudem gibt es Interpretationshilfen für die Effektstärkemaße, so dass sie die Höhe nicht nur als Zahl nennen, sondern auch in Worte fassen können. Sie haben also Grenzwerte an der Hand, an denen Sie ablesen können, welcher Zahlenwert einem schwachen, welcher einem mittelstarken und welcher einem starken Effekt entspricht. Über diese Grenzwerte kann man zwar streiten und es gibt unterschiedliche Autoren, die verschiedene Grenzwerte für die gleichen Kennwerte angeben. Dennoch kann Ihnen die Orientierung an einer solchen Interpretationshilfe bei der Formulierung Ihrer Ergebnisse helfen.

Solche Interpretationshilfen finden Sie z. B. auf der Internetseite www.psychometrica.de/effektstaerke.html im Abschnitt 16. Diese Seite lege ich Ihnen generell ans Herz, denn Sie finden dort auch zahlreiche Online-Rechner, um sich Effektstärkemaße aus deskriptiven Werten

Tab. 1: Übersicht über passende Effektstärkemaße für verschiedene Analysesituationen.

Situation	Effektstärkemaß
Zusammenhang zwischen zwei kategorialen Variablen	Cramers V
Linearer Zusammenhang zwischen zwei metrischen Variablen	Pearson-Korrelationskoeffizient
Nicht-linearer, monotoner Zusammenhang zwischen zwei metrischen oder ordinalen Variablen	Spearman-Korrelationskoeffizient
Unterschied einer metrischen Variablen zwischen zwei Gruppen oder zwischen zwei Messwiederholungen	Cohens d
Unterschied einer ordinalen Variablen zwischen zwei Gruppen oder zwischen zwei Messwiederholungen	r berechnet aus der Teststatistik des Mann-Whitney-U-Tests
Unterschied einer metrischen Variablen zwischen mehr als zwei Gruppen oder mehr als zwei Messzeitpunkten	Eta-Quadrat
Unterschied einer ordinalen Variablen zwischen mehr als zwei Gruppen oder mehr als zwei Messzeitpunkten	r berechnet aus der Teststatistik des Kruskal-Wallis-Tests
Effekte in einer mehrfaktoriellen ANOVA	Partielles Eta-Quadrat
Effekte in einer multiplen linearen Regression	Cohens f-Quadrat

oder aus Teststatistiken auszurechnen. Außerdem können Sie dort auch die verschiedenen Effektstärkemaße ineinander umrechnen (Abschnitt 14).

Wann passt welches Effektstärkemaß?

Wie so oft bei der Anwendung der statistischen Methoden steht man auch bei Verwendung der Effektstärkemaße vor der Qual der Wahl: Wann passt welches Maß? Wann darf ich welches Maß einsetzen?

Es gibt eine Vielzahl von verschiedenen Maßen und oft passen mehrere in der gleichen Situation (die Wahl ist hier nicht so streng reglementiert wie bei den Signifikanztests). Oben gebe ich Ihnen meine Empfehlung in einer Übersicht in Tabelle 1.

Ich hoffe ich konnte Ihnen die Verwendung von Effektstärkemaßen in Ihrer Arbeit schmackhaft machen. Sie haben gesehen, welche Vorteile die Berechnung von Effektstärkemaßen hat und wie deren Verwendung Ihren Ergebnisteil und das Berichten von Signifikanztests aufwerten wird. Mit der Übersicht am Ende fällt es Ihnen leicht, für Ihr nächstes Projekt die passenden Effektstärkemaße auszuwählen.



© privat

Die Autorin

Daniela Keller ist leidenschaftliche Statistik-Expertin und berät Studierende und Wissenschaftler*innen zu allen Themen der statistischen Datenanalyse. Während ihres Studiums der Diplom-Mathematik gründete sie mit Kommiliton*innen eine studentische statistische Beratung und arbeitete anschließend selbständig in diesem Feld. Neben Einzelberatungen und Workshops unterstützt sie Ihre Kund*innen seit 2019 mit der Statistik-Akademie, ihrem Online-Mitgliederbereich für alle, die Statistik verstehen und selbständig anwenden wollen. Ihr Blog (www.statistik-und-beratung.de/blog) und ihr YouTube-Kanal (<https://www.youtube.com/c/StatistikAkademie>) sind Fundgruben für leicht verständlich aufbereitetes Statistikwissen für die Praxis.

Nachwuchstipps

Rezensionen

Die Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten



Der mit 150 Textseiten recht kurze Ratgeber versteht sich laut Vorwort „als praktische Anleitung für die inhaltliche und formale Gestaltung“ von wissenschaftlichen Arbeiten. Diese Anleitung bildet nicht den Schreibprozess linear ab, sondern behandelt ausgewählte Aspekte vergleichsweise ausführlich. Zum Teil

erscheinen diese etwas aus der Zeit gefallen (s.u.). Die Inhalte, die unter dem ersten Kapitel „Das Konzept“ behandelt werden, wirken recht willkürlich zusammengestellt: Hier findet man nicht nur – wie man erwarten würde – Hinweise zum Formulieren einer Forschungsfrage und zum inhaltlichen Aufbau, sondern auch Angaben zu gesetzlichen Grundlagen (Zitat vs. Plagiat), Hilfestellungen zur Zeiteinteilung oder bei Schreibblockaden, Hinweise zum Stil sowie Informationen, nach welchen Kriterien (studentische) wissenschaftliche Arbeiten beurteilt werden. Im folgenden Kapitel „Form und Formatierung“ werden neben den formalen Bausteinen einer wissenschaftlichen Arbeit auf 20 Seiten Formatierungstipps im Textverarbeitungsprogramm Word gegeben – dieses Unterkapitel, so scheint es, stammt noch aus einer früheren Auflage (das Buch ist erstmals 1999 erschienen), als das Schreiben am Computer erst aufkam. Die hilfreichen Hinweise im Kapitel „Zitieren“ (35 Seiten!) beziehen sich – leider – vor allem auf formale Aspekte. Inhaltliche Hilfestellungen finden sich im Kapitel „Wissenschaftlich argumentieren und recherchieren“ – wobei sich hier direkt die Frage aufdrängt, ob das Recherchieren dem Argumentieren nicht vorangehen müsste. Letztlich ist es so, dass die sehr allgemein gehaltenen Ausführungen nur begrenzt Unterstützung für das eigene Schreiben bieten: Im Unterkapitel „Wissenschaftliche Quellen“ finden sich bspw. Informationen zu elektronischen Bibliothekskatalogen, doch wie man überhaupt zu geeigneten Schlagworten für die eigene Recherche gelangt, erfährt

man nicht. Im folgenden Unterkapitel „Zur Darstellung empirischer Ergebnisse“ (es stellt sich die Frage zu Sinn und Zweck dieser insgesamt nur 4 Seiten) geht es dann zunächst um die Wahl der Untersuchungsart/Methode, bevor auf einer Seite die Aufbereitung und Interpretation der Daten abgehandelt werden. Das letzte Kapitel zu Präsentieren und Vortragen ist wieder mit Gewinn zu lesen (wenngleich es am eigentlichen Thema etwas vorbeigeht), doch auch hier wäre eine Aktualisierung der Inhalte notwendig, da sich die Präsentations- und Vortragstechniken im Zuge neuer Programme weiterentwickelt haben.

Es entsteht der Eindruck, die Autoren wollten möglichst viel in ihre „praktische Anleitung“ hineinpacken. Das Ergebnis ist in meinen Augen nicht ausreichend stringent, und viel Inhaltliches bleibt allein schon aufgrund der Kürze der Ausführungen, aber auch angesichts der veralteten Darstellung auf der Strecke. Wer punktuell etwas nachschlagen will zur formalen Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten, bspw. zur Zitierweise, findet Hilfe; methodische und inhaltliche Fragen kann der Ratgeber hingegen nicht beantworten. Sarah Brommer

Matthias Karmasin/Rainer Ribing (2019): Die Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten. Ein Leitfaden für Facharbeit/VWA, Seminararbeiten, Bachelor-, Master-, Magister- und Diplomarbeiten sowie Dissertationen. 10. überarb. u. akt. Aufl., utb (facultas).

Die Seminararbeit

Das vorliegende Lehrbuch entstammt der Praxis. Es ist für Studierende mit wenig Erfahrung im Verfassen von Seminararbeiten konzipiert. Aufgrund der authentischen Beispiele aus der Hochschulpraxis wirkt es lebendig und ist für die Zielgruppe besonders geeignet. Dieses Werk erleichtert den Einstieg ins wissenschaftliche Schreiben und motiviert die Studierenden, eigene Texte zu verfassen. Zudem kann es in späteren Semestern zu Übungszwecken eingesetzt werden, denn es beinhaltet viele wertvolle Tipps für das akademische Schreiben. So werden die Charakteristika einer Seminararbeit in einem verständlichen und erfrischenden Stil erklärt. Die Übungen zum Aufbau eines Inhaltsverzeichnisses und zur Formulierung eines Titels sind hilfreich. Ebenso erhellend sind die Inhalte über die Funktion von Einleitung und Fazit sowie Formulierungsübungen. Plastisch erläutert werden außerdem die Kommunikationstechnik des Paraphrasierens und die Zitiertechnik.

Hervorzuheben ist die kritische Auseinandersetzung mit Literatur, die auf die Argumentationsstruktur in selbstverfassten Texten vorbereitet: Anschaulich werden in einem Beispiel zwei Lerntheorien einander gegenübergestellt und das Verfassen einer Synthese trainiert. Am Thema „Beschäftigungspolitik“ wird die wissenschaftliche Argumentationstechnik exemplarisch dargestellt, es folgt eine praktische Auseinandersetzung mit dem konsistenten Aufbau einer Argumentation. Anhand von Beispielen wird gezeigt, wie Manuskripte überarbeitet werden. Zudem werden Aspekte wie „Mehrsprachigkeit, Wissenschaftssprache, Kommunikationsmittel“ behandelt, während das letzte Kapitel Übungsmöglichkeiten zum Verfassen einer Seminararbeit bietet.

Das Lehrbuch von Beinke et al. verdient eine Würdigung, denn es bietet sich sowohl zum Selbststudium als auch zum Trainieren von Schreibprozessen in Einführungsseminaren der Geistes- und Sozialwissenschaften an. Es zeigt, wie einfach sich das akademische Schreiben üben lässt. Ali Cinkaya

Christiane Beinke/Melanie Brinkschulte/Lothar Bunn/Stefan Thürmer (2016): Die Seminararbeit. Schreiben für den Leser. 3. überarb. Aufl., UVK (utb).



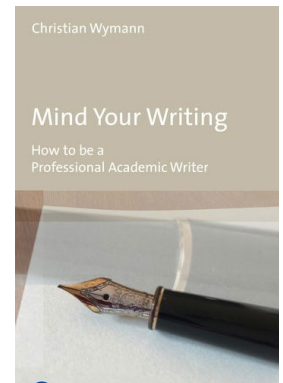
Are you minding your writing?

It is the first question you are being asked when you open this book. It is addressed at students in institutions of higher education, PhD candidates, postdoctoral researchers, established researchers or any kind of professional writers. No matter where you are on the ladder: self-discovery of yourself as a writer is what this book is about. Looking at your strengths while not shying away from your weaknesses, this guide offers advice for professional problem solving to avoid the harder mental states that avoidance brings, such as frustration, anxiety, guilt, stress, and pressure.

“You need to know what you’re doing when writing” (p. 8) states the author in the introduction, before covering ten basic questions every academic writer should ask him- or herself. While some make sense at first glance (as we are used to them), others seem strange: “What does the term writing process mean to you?” for example. Further explanations, though, make clear why Wymann asks these questions in counselling sessions and workshops. Personal answers are meant for long-term use, to help adapting to different writing situations and deal with any writing problem.

The author keeps the book short and concise, furthermore recommends reading parts selectively (the index can be helpful to look up topics currently needed). The style of his language is simple and easy to follow for non-native speakers, fact-oriented, unsophisticated, with some hints of humour here and there. The content is kept brief which is of advantage and disadvantage at the same time: While not flooding you with (often superfluous) information and stimulating your own reflection process, this is not the book to reach out for if you are under pressure to finish a project asap. On the contrary: it might distract you. It evolves your writing consciousness in general, and you are benefiting in the long run. If you are willing to reflect the questions for yourself and apply your “research results” accordingly, this guide raises your awareness of:

- your fundamental writing motivation as well as your project-dependant motivation



- your communication
- your individual writing process and strategy
- your approach and timing when it comes to writing (how to find your time benchmark e.g.)
- your writing style and voice
- your feedback instructions (to receive the kind of feedback you need)
- distinguishing between writer's blocks and writing blocks
- your writing reality and strategies that no longer work
- your own dos and don'ts of academic writing.

Wymann emphasizes that following through won't make your writing projects foolproof, still the path of self-mastery might turn it into a joyful challenge. In the end, full responsibility for your writing is key to becoming a skilled writer.

Christian Wymann (2021): Mind Your Writing. How to be a Professional Academic Writer. Verlag Barbara Budrich.

Auszeichnungen

Leopoldina-Postdoc-Stipendium

Die Leopoldina vergibt ein Stipendium an herausragende promovierte Wissenschaftler*innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Deutsche Wissenschaftler*innen können sich für Forschungsstätten im Ausland, österreichische und schweizerische Wissenschaftler*innen für Gastinstitute in Deutschland bewerben. Es werden Projekte unterstützt, die in ein bis zwei Jahren bearbeitet und abgeschlossen werden können. Ziel des Programms ist, dass die Geförderten nach Ablauf des Förderzeitraums in ihr Heimatland zurückkehren und ihre erworbene Qualifikation in den Wissenschaftsstandort einbringen.

Antragsberechtigt sind Nachwuchswissenschaftler*innen aus allen Bereichen der Naturwissenschaften, Medizin und Geschichte der Wissenschaften sowie aus den Disziplinen, die durch die Sektionen der Akademie abgedeckt werden. Eine Bewerbung kann bis zu sieben Jahren nach Abschluss der Promotion erfolgen. Bewerber*innen müssen eine besondere Forschungsbefähigung und ein eigenständiges Forschungsprofil aufweisen und durch exzellente Leistungen ausgezeichnet sein.

Die Förderung beinhaltet ein personengebundenes, individuelles Vollstipendium. Dieses enthält ein Grundstipendium (entsprechend den Sätzen der DFG für Forschungsstipendien), ggf. Zuschläge (nach Familienstand und Gastort), sowie einen monatlichen Etat für Sach- und Verbrauchsmittel (Reisekosten, Laborbedarf etc.). Bei besonders herausragenden Leistungen während der Förderung kann das Grundstipendium um bis zu zehn Prozent erhöht werden.

Anträge können jederzeit eingereicht werden. Die Bearbeitungszeit dauert drei bis sechs Monate. Entscheidungen werden viermal jährlich gefällt. Weitere Informationen zum Stipendium und zum Ansprechpartner Andreas Clausen finden Sie hier: <https://www.leopoldina.org/foerderung/leopoldina-foerderprogramm/leopoldina-postdoc-stipendium/>.

Augsburger Wissenschaftspreis für interkulturelle Studien

Der auf Initiative des Augsburger Friedenspreisträgers Helmut Hartmann ausgeschriebene Preis zeichnet hervorragende Leistungen von Nachwuchswissenschaftler*innen aus, deren Forschung sich mit der interkulturellen Wirklichkeit in Deutschland und den damit zusammenhängenden Fragen und Herausforderungen auseinandersetzt. Die jährliche Ausschreibung wendet sich an alle wissenschaftlichen Disziplinen und will in besonderer Weise interdisziplinär und innovativ angelegte Qualifikationsarbeiten prämiieren. Mit der Vergabe des Preises sollen Anreize für thematisch einschlägige Forschungsarbeiten gegeben und interkulturelle Fragestellungen besonders gefördert werden. Damit ist das Anliegen verbunden, dass die Wissenschaft Forschungsergebnisse bereitstellt, die einen Beitrag zum besseren Verständnis einer von Diversität geprägten Gesellschaft und den hier notwendig werdenden Gestaltungsformen leisten. Durch die Auszeichnung wird die Bedeutsamkeit interkultureller Studien für ein friedliches Zusammenleben in offenen Gesellschaften hervorgehoben und die wissenschaftliche Entwicklung im Hinblick darauf unterstützt und vorangetrieben.

Der mit 5.000 Euro dotierte Hauptpreis wird für Dissertationen oder Habilitationsschriften vergeben, der Förderpreis in Höhe von 1.500 Euro für Master-, Diplom-, Magister- oder Staatsexamens-Arbeiten. Bewerbungen sind durch eine*n der betreuenden Hochschullehrer*innen ausschließlich digital mit einem Exemplar der Arbeit (in

pdf), einer von der/dem Bewerber*in erstellten max. vierseitigen Zusammenfassung der Studie (hinsichtlich der Kriterien 1. Motivation, 2. gesellschaftliche Relevanz und Passung zur thematischen Ausrichtung des Preises, 3. Methode, 4. Ergebnisse), den beiden Gutachten der Betreuer*innen (in Kopie) sowie einem Lebenslauf einzusenden an die zuständige Mitarbeiterin der Universität Augsburg, Kristina Keil: kristina.keil@presse.uni-augsburg.de. Bewerbungsschluss ist der 10. Dezember 2021, weitere Informationen: <https://www.uni-augsburg.de/de/ueber-uns/ehrunngen/preise/augsburger-wisspreis-interkulturell/ausschreibung-fill-2022/>.

Veranstaltungen

TURN CONFERENCE

Die TURN Conference soll ab 2022 ein jährlicher Austauschort zum Lehren und Lernen an Hochschulen werden. Sie richtet sich fachübergreifend an alle Akteur*innen der Hochschullehre – Fachwissenschaftler*innen und Lehrende, Hochschuldidaktik und -verwaltung, Hochschulleitung und Studierende. Dabei steht der Name „TURN“ für Perspektivwechsel, Mut zur Veränderung, Offenheit und Aufbruch. Initiiert wurde die Tagungsreihe von der „Stiftung Innovation in der Hochschullehre“, die auch die finanzielle Förderung übernimmt. Jedes Jahr richtet eine andere Hochschule (oder Hochschulkooperation) die Tagung aus. In ihrer Verantwortung liegen Themensetzung, Programm und Organisation. Die erste Konferenz wird gemeinsam von der Fachhochschule Kiel und der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel ausgerichtet. Die mehrtägige Veranstaltung wird sich aus wissenschaftlichen Beiträgen, kollaborativen/partizipativen Formaten

sowie Netzwerkmöglichkeiten zusammensetzen und Experimentierräume aufmachen. In Kürze werden der Call for Papers sowie weitere Informationen zu Programm und Beteiligungsmöglichkeiten auf der Webseite veröffentlicht: <https://turn-conference.org>.

„Research in Europe“

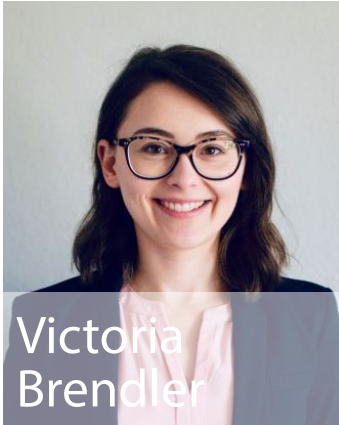
Um mehr Nachwuchswissenschaftler*innen für eine internationale Karriere in der Forschung zu gewinnen, bietet KoWi ganztägige Informationsveranstaltungen an Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen an. Hierbei wird ein kompakter Überblick zu den aktuellen Forschungsfördermöglichkeiten auf nationaler und europäischer Ebene angeboten. Die verschiedenen Forschungs- und Förderorganisationen stellen direkt vor Ort ihre Programme bzw. Einrichtungen vor und geben Tipps zur erfolgreichen Antragstellung und Bewerbung. Die Organisationen stehen außerdem den ganzen Tag für Fragen zur Verfügung und decken somit den Bedarf an Informationen zur individuellen Karriereplanung in der Forschung.

Die ganztägigen Informationsveranstaltungen, die auf Englisch stattfinden, richten sich an Studierende höherer Semester, Graduierte, Doktorand*innen, Postdoktorand*innen, Habilitand*innen und auch Multiplikator*innen. Die Veranstaltungen stellen Förderprogramme für zukünftige Promotionsstudent*innen und PostDocs vor. Die Informationsveranstaltungen werden von KoWi in Kooperation mit Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen in verschiedenen Regionen Deutschlands durchgeführt. Kontaktdaten finden Sie auf der Webseite: <https://www.kowi.de/kowi/services/schulungen-veranstaltungen/Research-in-Europe/veranstaltungsreihe-research-in-europe.aspx>.



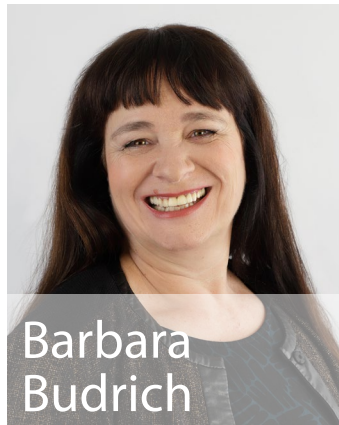
© pixabay 2021, Foto: Pexels

Autor*innenportraits



Victoria
Brendler

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachgebiet Politisches System der BRD im Kontext europäischer Mehrebenenpolitik der Universität Osnabrück. Ihr Forschungsschwerpunkt ist die europäische und mitgliedstaatliche Energiepolitik.



Barbara
Budrich

arbeitete über 10 Jahre im Verlag Leske + Budrich ihres Vaters, bevor sie 2004 den Verlag Barbara Budrich gründete. Sie hat zahlreiche Bücher und Aufsätze publiziert, übersetzt und geschrieben.



Sarah
Brommer

ist Professorin für Angewandte Linguistik mit Schwerpunkt Textproduktionsforschung an der Universität Bremen und daneben seit vielen Jahren in der Erwachsenenbildung tätig.



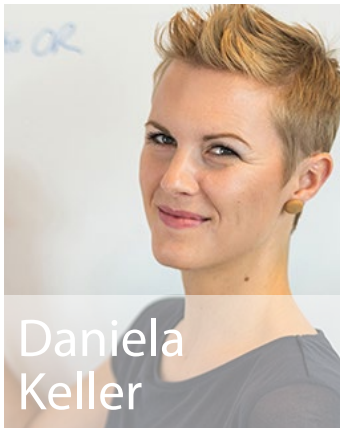
Katrin
Burkhalter

Dr. phil., Präsidentin von www.forumschreiben.ch, Redaktorin der Zweimonatsschrift „Sprachspiegel“, freie Hochschullehrerin, www.schreibschraube.ch.



Marie
Drasnin

studiert seit 2018 an der Universität Bielefeld Geschichte und Anglistik. Im Rahmen eines deutsch-französischen Studienprogramms verbrachte sie das akademische Jahr 2020/21 an der Université de Paris.



Daniela
Keller

ist leidenschaftliche Statistik-Expertin und berät Studierende und Wissenschaftler*innen zu allen Themen der statistischen Datenanalyse. Während ihres Studiums der Diplom-Mathematik gründete sie mit Kommilitonen eine studentische statistische Beratung und arbeitete anschließend selbständig in diesem Feld.



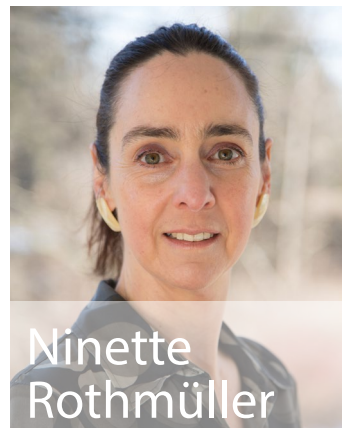
Isabelle
Roman

ist Lektorin für deutschsprachige Fach- und Sachtexte und begleitet als Lektorin sowohl deutschsprachige wissenschaftliche Qualifikationsarbeiten als auch Publikationen etablierter Wissenschaftler*innen und Studienmaterial von Fernhochschulen.



Andrea
Klein

Dozentin, Coach und Autorin – lehrt seit vielen Jahren an Universitäten, Fachhochschulen und Berufsakademien die Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens. Im Jahr 2019 hat sie den Online-Kongress „Studienfeuer“ ins Leben gerufen.



Ninette
Rothmüller

is currently based at the Orfalea Center for Global and International Studies at the University of California in Santa Barbara, USA.



Inja
Lange

studierte Ostslawistik und Slawistik in Leipzig und Kiew sowie Germanistik in Magdeburg. Von 2013 bis 2014 war sie DAAD-Sprachassistentin in Kiew, zwischen 2014 und 2019 DAAD-Lektorin in Kiew.



Christian
Wymann

hat in Soziologie an der Copenhagen Business School promoviert und seine Dissertation im universitären Open-Access-Repository publiziert. Zwischen 2013 und 2020 hat er als Schreibcoach gearbeitet.

Workshops

Workshops zum wissenschaftlichen Schreiben

Schreiben ist die Schlüsselqualifikation in der Wissenschaft. Im Mittelpunkt steht üblicherweise das „Was“, das „Wie“ wird jedoch häufig vernachlässigt. Wir vermitteln, wie Sie Ihre Gedanken fachlich und stilistisch angemessen in Form bringen, und geben Ihnen Praxistipps und Werkzeuge an die Hand, mit deren Hilfe Sie sicher durch den Schreibprozess navigieren.

Workshops zum wissenschaftlichen Publizieren

Wer in den Wissenschaften nicht publiziert, verbreitet seine Erkenntnisse und Leistungen nicht und ist damit im Fachbereich nicht präsent. Auf Grundlage jahrzehntelanger Verlagserfahrung entwickeln wir mit Ihnen für Ihre Publikation die passende Strategie, finden geeignete Partner*innen zur Veröffentlichung und die angemessene Form für Ihren Text.

Alle Angebote in deutscher und englischer Sprache.

Online-Schreibclub

Der Schreibclub richtet sich an Autorinnen und Autoren, die Wissenschaftstexte oder fundierte Sachtexte verfassen (möchten). Jeden Monat treffen wir uns in einer kleinen Gruppe von maximal sechs Teilnehmerinnen und Teilnehmern online zum Austausch.

Einmal pro Monat reichen Sie einen Text ein, den Barbara Budrich Ihnen anredigiert zurückreicht. Sie erhalten eine Fülle an Praxismaterialien, die Sie beim Schreiben und Publizieren unterstützen.

Es ist nicht notwendig, bereits publiziert zu haben (aber es schadet auch nicht), um aus dem Coaching viel für Ihre Karriere mitzunehmen.

Coaching-Angebote

Wir unterstützen Sie rund um alle Belange der Wissenschaftskommunikation, von der Entwicklung Ihres Schreibstils und der Überwindung von Schreibblockaden bis hin zur Druckreife Ihres Manuskripts und dem Entwurf Ihres individuellen akademischen Kalenders.

Sie haben dabei die Wahl zwischen 1:1-Coachings im persönlichen Gespräch oder 1:1-Coachings per Telefon oder online über eine Meeting-Software.

Unser halbjähriges **Online-Wissenschaftscoaching** hilft Ihnen beim Aufbau Ihrer wissenschaftlichen Karriere. Zur Auswahl stehen eine Basis-, Profi- und Premiumvariante sowie eine unverbindliche Schnupperversion.

Unser **Online-Kurs „Vom ersten „PUH!“ zur Publikation“** hilft Ihnen mit wöchentlichen Coaching-Mails in sieben Schritten zur Veröffentlichung.

Schlüsselkompetenzen für die Wissenschaft

Unsere Trainer*innen

Als Lektor*innen, Berater*innen und Verlagsmenschen begleiten wir die Wissenschaft seit Jahrzehnten mit Schwerpunkten im Bereich des wissenschaftlichen Schreibens und Publizierens. Unsere persönlichen Erfahrungen haben wir systematisch aufbereitet und geben sie in Workshops, Vorträgen und Coachings weiter.

Barbara Budrich

Verlegerin, Autorin & Übersetzerin, jahrzehntelang als Wissenschaftslektorin tätig

Miriam von Maydell

Programmleiterin im Verlag Barbara Budrich, Studium der Germanistik und Anglistik (Schwerpunkt: Gender Studies) in Bonn, Potsdam und Lancaster, ehem. freie Lektorin

Jakob Horstmann

Journalist und Lektor in Deutschland, Großbritannien und Osteuropa, ehem. Lektor bei Zed Books in London, nun selbstständig

Feedback

*„Im Rahmen unseres Mentoring-Programms für Nachwuchswissenschaftler*innen ist Barbara Budrich jährlich zu Gast und gibt den Teilnehmer*innen wertvolle Einblicke hinter die Kulissen eines Verlags. Sie gibt Tipps zum Publizieren in der Wissenschaft und schafft es mit ihrer warmherzigen und nahbaren Art, den Teilnehmer*innen die Scheu vor der Ansprache von Verlagen zu nehmen.“*

Julia Küchel, Koordinatorin der Veranstaltungen des Gleichstellungsbüros der Universität Siegen

„Eine super Referentin mit extrem viel Knowhow!“

Feedback zum Schreibworkshop von Barbara Budrich am 08.10.2020 an der Universität Halle im Rahmen des MeCoSa-Mentoring- und Coachingprogramms Sachsen-Anhalt

„Die Trainerin war sehr kompetent und ist auf Fragen eingegangen. Es wurde viel Wert darauf gelegt, dass Vortrag mit Plenumsdiskussion und Einzelaufgaben abgewechselt wurden und somit die Zeit vor dem Bildschirm abwechslungsreich war, was wiederum der Konzentration dienlich war.“

Feedback zum Workshop „Publizieren der Dissertation“ von Barbara Budrich am 22.01.2021 im Rahmen von GRADE der Universität Frankfurt



Kontakt

budrich training | Cathrin Mund

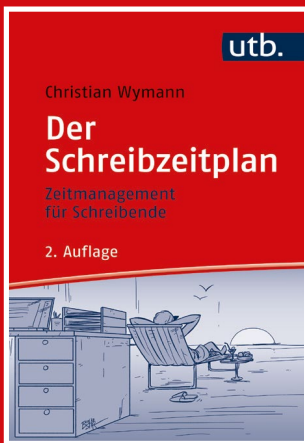
Stauffenbergstr. 7 | 51379 Leverkusen

Tel.: (+49) (0)2171 79491 50 | Fax: (+49) (0)2171 79491 69

cathrin.mund@budrich.de | www.budrich-training.de

utb

Schlüssel- kompetenzen



Christian Wymann

Der Schreibzeitplan

Zeitmanagement für
Schreibende

2., überarbeitete Auflage

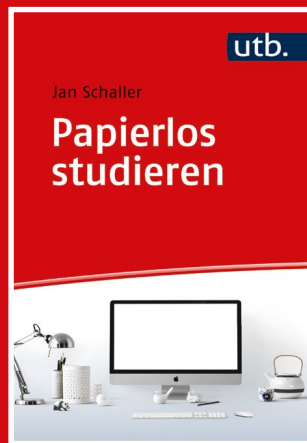
UTB S

2021 • 127 S. • kart.

13,90 € (D), 14,30 € (A)

ISBN 978-3-8252-5301-1

auch als eBook



Jan Schaller

Papierlos studieren

UTB S

2020 • 200 S. • kart.

10,00 € (D), 10,30 € (A)

ISBN 978-3-8252-5463-6

auch als eBook



Katja Günther

Selbstcoaching in der Wissenschaft

Wie das Schreiben gelingt

UTB S

2020 • 134 S. • kart.

13,00 € (D), 13,40 € (A)

ISBN 978-3-8252-5369-1

auch als eBook